



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Potenzial und Grenzen von *Community Supported Agriculture*
als gegenhegemoniales Projekt

verfasst von

Inga Braukmann, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium >Internationale Entwicklung<

Betreut von:

Univ.-Prof. Dr. Martina Kaller

Inhalt

Danksagung.....	1
1 Erkenntnisinteresse.....	2
2 Forschungsstand.....	4
3 Methode	6
3.1 Datenerhebung	7
3.1.1 Teilnehmende Beobachtung	8
3.1.2 Interviews.....	9
3.2 Datenauswertung.....	10
3.3 Reflexion	10
4 Theorie	11
4.1 Gebrauchswert und Tauschwert.....	12
4.2 Spezialisierung und Expert*innenherrschaft.....	14
4.3 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.....	16
4.4 Gesellschaftliche Naturverhältnisse.....	17
4.5 Regulationstheorie	19
4.5.1 Grundzüge der Regulationstheorie.....	19
4.5.2 Hegemonietheoretische Überlegungen	21
5 Herrschaftsförmige Krisenbearbeitung: die Suche nach dem „Grünen Wachstum“	23
6 <i>Community Supported Agriculture (CSA)</i>	26
6.1 Solidarische Landwirtschaft im <i>food regime</i>	27
6.2 CSA-Geschichte(n) rund um die Welt	30
6.2.1 <i>Teikei</i> in Japan	31
6.2.2 <i>Community Supported Agriculture</i> in den USA	33
6.2.3 CSA, AMAP und Solidarische Landwirtschaft in Europa	34

6.3 Ein Fallbeispiel: Gela Ochsenherz in Gänserndorf, Niederösterreich	35
6.4 Grenzen und Handlungsspielräume von CSA	38
6.4.1 Interaktion gegen Entfremdung.....	39
6.4.2 Vermeidung von Überproduktion und Abfällen.....	44
6.4.3 Wissen und Vertrauen	46
6.4.4 Erhalt der Sortenvielfalt gegen die Privatisierung der Natur	51
6.4.5 Gemeinschaftliches Eigentum an Produktionsmitteln	53
6.4.6 Arbeitsverhältnisse	56
6.4.7 Geschlechterverhältnisse und Reproduktionsarbeit	60
7 Fazit: CSA als gegenhegemoniales Projekt?.....	64
8 Forschungsausblick.....	71
Weiterführende Literatur.....	77
Empirische Daten	79
Anhang	80
Zusammenfassung.....	80
Abstract.....	81
Lebenslauf.....	82

Danksagung

Ich möchte mich ganz herzlich bei allen Mitarbeiter*innen des Gärtnerhofs Ochsenherz sowie bei denjenigen Ernteteiler*innen bedanken, die mich in der Produktion der vorliegenden Masterarbeit bereitwillig unterstützt haben. Vielen Dank für die vielen Gespräche, die interessanten Interviews sowie die schöne Zusammenarbeit auf dem Feld und nicht zuletzt für das gute Essen!

1 Erkenntnisinteresse

Community Supported Agriculture (CSA) erfreut sich zurzeit nicht nur unter Freund*innen von regional produzierten Lebensmitteln großer Beliebtheit. Über die sozialen und ökologischen Hintergründe und Ziele kann sich eine wachsende Zahl von Interessierten mittlerweile in Netzwerken für solidarische Landwirtschaft oder Ernährungssouveränität sowie auf diversen Treffen und Informationsveranstaltungen austauschen. Dennoch ist die Bewegung um das Landwirtschafts-Modell CSA gerade in Österreich erst im Entstehen und bietet damit auch zukünftig ein besonders interessantes Forschungsfeld.

Die vorliegende Arbeit soll, anhand einer Forschung, die Ende 2014/Anfang 2015 am Gärtnerhof Ochsenherz im niederösterreichischen Gänserndorf durchgeführt wurde, politische Aspekte und Ziele dieser Form des Wirtschaftens hervorheben und sie in einem größeren Rahmen alternativer Wirtschaftstheorien und Konzepte positionieren.

Im Anschluss an eine kurze Erläuterung des Erkenntnisinteresses und der Forschungsfrage wird der bisherige Forschungsstand dargelegt. Im dritten Kapitel der Arbeit beschreibe ich die Methoden der Datenerhebung und –auswertung und reflektiere anschließend die eigene Position im Feld. Es folgt im Kapitel vier eine Erläuterung der theoretischen Hintergründe und Grundkonzepte, die für die Interpretation der Forschungsergebnisse hilfreich waren. In Abschnitt 4.1 bis 4.4 geht es um grundlegende Begriffe, die den Ausgangspunkt für aktuelle, kritische Gesellschaftstheorien bilden. So auch für eine regulationstheoretische Perspektive, deren Grundlagen in 4.5 dargestellt werden. Im Kapitel fünf untersuche ich das Konzept eines „grünen Wachstums“, das im Zentrum dominanter Nachhaltigkeitsdiskurse steht, als eine Form der herrschaftsförmigen Krisenbearbeitung.

Davon grenzen sich die im sechsten Kapitel vorgestellten Ideen und Praktiken alternativen Wirtschaftens ab, die sich auch in der *Community Supported Agriculture* wiederfinden. Einer Erklärung dieses Wirtschaftsmodells folgen die Ergebnisse der Forschung am Hof Ochsenherz. Diese werden in den theoretischen Rahmen eingebettet. Nach einer Zusammenfassung lege ich im Kapitel acht weitere Themenbereiche dar, die von zukünftigen Forschungsprojekten in Angriff genommen werden könnten.

Hintergrund für diese Masterarbeit zum Thema *Community Supported Agriculture* ist der globale Bedeutungsgewinn von Konzepten „nachhaltiger Entwicklung“. Auch wenn weitestgehend Konsens darüber besteht, dass eine nachhaltige Gesellschaftsentwicklung notwendig und wünschenswert ist, gibt es keine einheitliche Vorstellung davon, was darunter zu verstehen ist (Brunner 2007: 2). Mittlerweile gibt es viele Konzepte, die gängige Vorstellungen von nachhaltiger Entwicklung infrage stellen, vor allem aufgrund der noch immer starken Assoziation von Entwicklung mit Wachstum, welches – so kritische Stimmen – grundsätzlich nicht nachhaltig sein kann. Gefordert wird stattdessen eine Gesellschaft, deren Wirtschaftsprinzipien nicht auf Wachstum und weiterer Industrialisierung basieren, sondern auf lokalen solidarischen Formen der Ökonomie und einem Wiedererstarken der Gemeingüter. Die Vision einer Postwachstumsökonomie beispielsweise soll Ziele sozialer, ökologischer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit miteinander vereinen. Das Konzept der Ernährungssouveränität tritt für mehr Selbstbestimmung in Lebensmittelproduktion, Verteilung und Konsum ein.

Solche Bewegungen üben explizit Kritik an den Grundlagen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, in der sie den Ursprung für diverse Formen der Ungleichheit sehen. Konkrete Projekte versuchen, diese Kritik im Alltag ein Stück weit umzusetzen – häufig gegen erhebliche Widerstände. In der Landwirtschaft kann das Modell der *Community Supported Agriculture* als ein solches Projekt betrachtet werden. Es versteht sich selbst als ein Ansatz solidarischeren Wirtschaftens.

In dieser Masterarbeit ziehe ich Begriffe und Kategorien für eine theoretische Rahmung heran, die der marxistischen Kritik der politischen Ökonomie entspringen. Eine gängige Kritik an marxistischen und neomarxistischen Ansätzen ist, dass sie Entwicklung und sozialen Wandel als primär durch externe Machtfaktoren beeinflusst sähen und somit eine deterministische und lineare Vorstellung von Wandel repräsentierten. Neuere Werke, die sich mit den Grundbegriffen einer politischen Ökonomie auseinandersetzen, sehen in ihnen vielmehr Instrumente, die auch für die Analyse heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse angewendet werden können. Regulationstheoretische Ansätze etwa zielen häufig darauf ab, gerade das Potenzial bestimmter Akteure aufzuzeigen, gesellschaftliche Strukturen zu beeinflussen und zu verändern, indem sie sie nicht als „naturegeben“ und unhistorisch darstellen (Jessop 2001). Meine Arbeit folgt dementsprechend einer akteurszentrierten Perspektive, die auf die alltäglichen Handlungen der CSA-Mitarbeiter*innen und Ernteteiler*innen fokussiert.

Um die Verbindungen zwischen einer kritischen theoretischen Auseinandersetzung mit politisch-ökonomischen Themen und ihrer Umsetzung in der alltäglichen Praxis zu analysieren, gehe ich der Forschungsfrage nach, *inwiefern CSA als ein gegenhegemoniales Projekt verstanden werden kann*. Ich versuche, Handlungsspielräume aufzuzeigen sowie Grenzen, die von außen oder durch die Organisation des CSA-Modells selbst gesetzt werden.

2 Forschungsstand

Community Supported Agriculture ist im Begriff, sich zu einem bedeutenden Forschungsfeld zu entwickeln. Dies lässt sich an den vielen aktuellen Forschungsarbeiten der letzten fünf bis zehn Jahren erkennen. Bei einem Großteil der bekannteren Literatur zu CSA handelt es sich um Berichte aus der Praxis, die von eigenen Erfahrungen mit dieser Form der solidarischen Landwirtschaft handeln. Hierzu gehört beispielsweise *„Sharing the Harvest“* (2007) von Elizabeth Henderson und Robyn Van En, die die CSA-Geschichte in den USA beschreiben sowie zahlreiche Praxisbeispiele aus der eigenen Arbeit sowie aus Berichten anderer CSA-Höfe liefern. Damit bieten sie ein umfangreiches Handbuch für Interessierte, das gleichzeitig viel über die Motive und Ziele von CSA aussagt. So wie Robyn Van En zählt Trauger Groh zu den CSA-Pionier*innen. Im Sammelband *„Höfe der Zukunft“* (2013), den er mit Steven McFadden zusammen herausgab, werden die praktischen und ethischen Grundlagen solidarischer Landwirtschaft dargestellt und mit vielen Fallbeispielen illustriert.

Da es sich bei CSA um ein relativ junges Phänomen handelt, sind unter den neueren wissenschaftlichen Arbeiten (vor allem nach 2010) bisher hauptsächlich Studienabschlussarbeiten wie Bachelor- Master- und Diplomarbeiten zu finden. Diese Arbeiten setzen sich meist mit konkreten Fallbeispielen auseinander, die auf ihre Funktionsweise oder ihre Vorteile und Nachteile gegenüber der Direktvermarktung hin untersucht werden, oder in denen die Gründungsmotive

von Bauern und Bäuerinnen sowie die Einstiegsmotive von Ernteteiler*innen dargestellt werden. Ein beliebtes Thema stellt auch das Vernetzungspotenzial in der solidarischen Landwirtschaft dar¹.

Die genaue Entstehungsgeschichte des CSA-Modells bedürfte ebenfalls weiterer Untersuchungen. Wissenschaftliche Beiträge, die sich mit der Entstehung von CSA in verschiedenen regionalen Kontexten befassen (beispielsweise Ahmed 1995, Adam 2006 und Lagane 2011), verwenden teilweise widersprüchliche Angaben und solche, die auch von den Berichten der CSA-Pionier*innen (s.o.) abweichen.

Die vorliegende Arbeit zielt darauf ab, CSA stärker auf politische Motivationen und wirtschaftstheoretische Hintergründe zu untersuchen und ihr Potenzial im Feld von solidarischen Wirtschaften und antikapitalistischer Gesellschaftskritik herauszuarbeiten. CSA verortet sich zum einen in einer Bewegung für Ernährungssouveränität, deren Kritik an Überproduktion und Industrialisierung in der Landwirtschaft etwa bei Choplin et al. (2011) anschaulich herausgearbeitet wird. Zum anderen teilt *Community Supported Agriculture* viele Forderungen und Ziele mit Verfechter*innen einer Postwachstumsgesellschaft. Zu den bekanntesten Vertreter*innen gehört in Deutschland Niko Paech (u.a. 2010), der unter anderem in seiner zeitökonomischen Theorie der Suffizienz die Vereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und Nachhaltigkeit kritisch hinterfragt und im Gegenzug die Grundzüge einer nicht auf Wachstum basierenden Postwachstumsökonomie erläutert.

In neueren Konzepten alternativen Wirtschaftens wird häufig auch die Bedeutung des *Commoning* betont, mit dessen Potenzial sich unter anderem Silke Helfrich und David Bollier auseinandersetzen. Sie betrachten Commons als „transformative Kraft“ (2012), die einen zentralen Bestandteil neuer solidarischer Formen des Wirtschaftens bilden. Ebenso wird die Forderung nach modernen Formen der Subsistenz immer häufiger laut. Ein konkretes Konzept, wie moderne Subsistenz durch Eigenleistung immer mehr die Abhängigkeit von industriell hergestellten Gütern verringern könnte, wird von Christa Müller und Niko Paech entworfen (2012), während Veronika Bennholdt-Thomsen sich mit den Möglichkeiten und Vorzügen subsistenzorientierten

¹ Eine Übersicht über diverse laufende und abgeschlossene Arbeiten Studierender zum Thema CSA oder solidarische Landwirtschaft kann im Internet unter anderem über http://www.solidarische-landwirtschaft.org/fileadmin/media/solidarische-landwirtschaft.org/pdf/SoLaWi_wissenschaftl_Arbeiten.pdf oder http://www.ernaehrungssouveraenitaet.at/wiki/Forschungsarbeiten_zu_Solidarischer_Landwirtschaft eingesehen werden. Jeweils zuletzt aufgerufen am 23.04.2014.

Wirtschaftens gegenüber profitorientierter Produktion auseinandersetzt und diese unter anderem mit einer Genderperspektive (1997) oder stadt- und raumtheoretischen Überlegungen (2003) verknüpft.

Ausgangspunkt für solche Konzepte ist eine Kritik am kapitalistischen Wirtschaftssystem, in dessen Entstehung die Ursachen für soziale Ungleichheiten und Umweltprobleme gleichermaßen gesucht werden. Eine Aktualisierung marxistischer Grundkategorien nehmen etwa Michael Heinrich (in Bezug auf Werttheorien, u.a. 1999) oder Roswitha Scholz (2009, 2010) vor. Letztere setzt sich mit der Problematik von Geschlechterverhältnissen im Kapitalismus auseinander und plädiert für ein Wiedererstarken marxofeministischer Theorien, die sich weniger mit der Konstruktion von Geschlecht auseinandersetzen, sondern mit den realen Auswirkungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung.

Einen theoretischen Rahmen, der die Entstehung und den Umgang mit Widersprüchen in der kapitalistischen Produktionsweise mit aktuellen kritischen Bewegungen und Initiativen in Verbindung bringen kann, bietet die Regulationstheorie. Im deutschsprachigen Raum gehört Ulrich Brand zu den bekannteren Vertretern. Er befasst sich unter anderem mit der Arbeit von Nichtregierungsorganisationen in der Umweltpolitik (2000) und hinterfragt die Möglichkeiten eines „Umweltmanagements“ durch den Menschen (u.a. 2005, 2012 und in Zusammenarbeit mit Markus Wissen 2013). In Bezug auf gesellschaftliche Naturverhältnisse haben die Arbeiten des Politikwissenschaftlers Christoph Görg (u.a. 1999 und 2003) Bedeutung erlangt.

3 Methode

Mit dem Potenzial einer akteurszentrierten Perspektive, wie sie in meiner Arbeit angewendet wird, setzt sich unter anderem der Soziologe Norman Long auseinander. Er betont, eine solche Perspektive müsse berücksichtigen, dass alle Formen der externen Intervention in existierende Lebenswelten von Individuen und sozialen Gruppen eindringen und in der Folge von diesen Akteuren transformiert würden. Ein dynamischer Zugang zu Prozessen sozialen Wandels müsse daher das komplexe Zusammenspiel von internen und externen Kräften berücksichtigen und

die aktive Rolle sozialer Akteure betonen, anstatt diese als passive Opfer von Interventionen zu betrachten. Nur so könnten die Zusammenhänge zwischen den „kleinen“ Lebenswelten lokaler Akteure und „globalen“ Phänomenen aufgezeigt werden. Als soziale Akteure können dabei laut Long (ebenso wie in der Regulationstheorie) nicht nur Individuen, sondern auch Unternehmen, staatliche Einrichtungen etc. betrachtet werden (Long 2001: 11-19).

Aus der simplen Idee, dass sich unter ähnlichen strukturellen Bedingungen sehr unterschiedliche soziale Formen herausbilden können, folgt, dass zwar durch externe Kräfte die unabhängige Entscheidungsfindung eingeschränkt werden könne, das Ergebnis jedoch keineswegs vorherbestimmt oder uniform sei. Long betont die Handlungsspielräume, die allen sozialen Akteuren innerhalb existierender Strukturen gegeben sind. Eine akteurszentrierte Perspektive setzt sich auch mit der Beziehung zwischen Macht und Wissen auseinander und betont die Bedeutung, die bestimmte Formen der Wissensproduktion für die Entstehung von Machtverhältnissen haben. Daher bildet die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Alltagswelt lokaler Akteure einen zentralen Ansatzpunkt für die Suche nach angemessenen Antworten auf Entwicklungsfragen (Long 2001: 20, 96f., 169f.).

3.1 Datenerhebung

Das Ziel meiner Forschung ist, die Relation von kritischer Gesellschaftstheorie und (bewusster) praktischer Umsetzung im konkreten Feld der *Community Supported Agriculture* zu untersuchen. Dafür machte ich in der Zeit von Oktober 2014 bis Anfang April 2015 eine Feldforschung, die regelmäßige Mitarbeitstage am Gärtnerhof Ochsenherz in Gänserndorf und den Besuch der Vollversammlung der Gela Ochsenherz im Jänner 2015 beinhaltete. Qualitative Interviews und die Teilnahme an der zweiten österreichweiten SoLaWi-Tagung² in Wien im Februar 2015 bereicherten diesen Einblick.

Während zunächst die Zusammenarbeit mit mehreren verschiedenen CSA-Höfen geplant war, erschien es letztendlich sinnvoller, mich tiefergehend mit den Fragen zu beschäftigen, die bei meiner Arbeit zum Gärtnerhof Ochsenherz aufgetaucht sind. Da auf der SoLaWi-Tagung viele

² SoLaWi = solidarische Landwirtschaft

Themen behandelt wurden, die auch von Ochsenherz-Mitarbeiter*innen in Gesprächen und Interviews erwähnt wurden, kann vermutet werden, dass einige der grundlegenden Probleme und Motive sich bei vielen Betrieben überschneiden. Zu den behandelten Themen gehören vor allem der Zugang zu Land, Saatgut und anderen Produktionsmitteln und die damit zusammenhängende Suche nach mehr Unabhängigkeit von größeren wirtschaftlichen Strukturen. In den Interviews wurden auch die Bedeutung von Arbeitsverhältnissen sowie die Kompatibilität der landwirtschaftlichen Tätigkeit mit dem Alltag der Familien angesprochen.

3.1.1 Teilnehmende Beobachtung

Im Laufe meiner teilnehmenden Forschung ergaben sich etwa acht Aufenthalte am Standort des Gärtnerhofs Ochsenherz, bei denen ich aktiv an der Feldarbeit (vor allem Erntetätigkeiten) beteiligt war. Nach jedem Aufenthalt legte ich ein Gedächtnisprotokoll an, um zum einen Gesprächsinhalte, zum anderen Arbeits- und Lernprozesse und Organisationsstrukturen festzuhalten, die ich kennengelernt habe. Darüber hinaus besuchte ich die Weihnachtsfeier des Hofes in Gänserndorf am 16.12.2014, bei der vor allem Mitarbeiter*innen anwesend waren sowie die Vollversammlung des Vereins Gela (Gemeinsame Landwirtschaft) Ochsenherz am 24.1.2015. Inhalt der Versammlung war unter anderem die Vorstellung aller Mitarbeiter*innen, ein Jahresrückblick auf das Wirtschaftsjahr 2014 sowie eine Vorausschau auf das kommende Jahr, mit jeweiliger Budgetaufstellung. Hier führte ich detailliert Protokoll.

Auch die Teilnahme an der SoLaWi-Tagung im Februar war sehr aufschlussreich. Es waren neben CSA-Bauern und Bäuerinnen auch einige Ernteteiler*innen, Aktivist*innen und andere Forschende aus ganz Österreich anwesend. Der erste Tag (14.2.2015) fand an der Universität für Bodenkultur (BOKU) in Wien statt. Nach einer Vorstellungsrunde wurden zunächst die Forschungsergebnisse einiger BOKU-Studierender zum Thema CSA vorgestellt, die unter anderem aktive Mitarbeiter*innen und Ernteteiler*innen zu ihren Teilnahmemotiven befragt hatten. Anschließend wurden Gruppen für kleine Workshops gebildet, die sich mit CSA-relevanten Themen auseinandersetzten, darunter mit dem Zugang zu Land, mit der Erstellung einer Charta, die die zentralen CSA-Ziele definieren soll oder mit der Gründung einer Vernetzungsplattform. Abschließend wurden die Ergebnisse präsentiert.

Der zweite Tag (15.2.2015) fand am Gärtnerhof Ochsenherz in Gänserndorf statt, wo Hofleiter Peter Laßnig und andere Gela-Mitglieder über die Geschichte und die praktische Arbeit des Hofes berichteten. Anschließend wurde über die Saatgutvermehrung diskutiert, die ein Herzstück der Ochsenherz-Arbeit bildet. Auch im Laufe dieser Tagung führte ich Protokoll und hatte außerdem die Möglichkeit, mich mit CSA-Mitarbeiter*innen anderer Betriebe sowie mit anderen Forschenden und Interessierten auszutauschen.

3.1.2 Interviews

Um Fragen, die bei der teilnehmenden Beobachtung aufkamen, gezielt und vertiefend zu bearbeiten, führte ich mit vier Mitgliedern des Hofes qualitative Interviews. Diese können nicht repräsentativ für alle Ochsenherz-Mitarbeiter*innen sein, genauso wenig, wie die Forschungsergebnisse repräsentativ für CSA im Allgemeinen sind. Sie geben jedoch einen Einblick in die Alltagswelt, die persönlichen Ziele, Hoffnungen und Schwierigkeiten der Interviewten mit der Arbeit am Hof.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen erfolgte nicht nach fixen Kriterien, jedoch sollten durch die Wahl von zwei weiblichen und zwei männlichen Interviewpartner*innen eventuelle geschlechtsspezifische Fragen thematisiert werden können. Des Weiteren wurden die Personen nach ihrer unterschiedlichen Funktion in der CSA ausgewählt. Die Fragen, die den Leitfaden meiner Interviews bildeten und an denen ich mich orientierte, wurden für alle Interviewten jeweils individuell ausgewählt, unter anderem hinsichtlich der Themen, die in informellen Gesprächen zuvor aufgetaucht waren. Dies ermöglichte, anstelle eines allgemeinen Fragenkatalogs jene Themen zu besprechen, die für die einzelnen Interviewpartner*innen persönlich besonders wichtig sind.

3.2 Datenauswertung

Die Erhebung und Auswertung der empirischen Daten orientierten sich weitgehend am Stil der *Grounded Theory* nach Barney Glaser und Anselm Strauss (2005). Im Zentrum dieses Vorgehens stehen die systematische Beschäftigung mit den gesammelten Daten durch Kodieren und Kategorienbildung sowie der parallele Verlauf der Datenerhebung und Auswertung. Durch letzteren kann immer wieder eine Rückbindung von bereits entwickelten Konzepten an das gesammelte Datenmaterial erfolgen, um so eine größtmögliche Nähe zwischen Theorie und Praxis zu gewährleisten (Breuer 2010: 39, 69-76).

So entstanden aus anfänglichen Codes, die aus den Interviews, Protokollen und Feldnotizen generiert wurden, letztlich wenige größere Kategorien, die sich im Teil 6.4 „*Grenzen und Handlungsspielräume*“ finden. Jede Kategorie repräsentiert einen Themenbereich, der in Interviews oder bei Gesprächen im Feld häufiger angesprochen wurde, oder sich aus der Arbeitspraxis ergab. Alle Abschnitte enthalten eine Analyse der entsprechenden Handlungsspielräume und Grenzen. Die Ergebnisse aus meiner Forschung am Hof Ochsenherz tragen dazu bei, die Einbettung von CSA in herrschaftsförmige Gesellschaftsstrukturen aufzuzeigen, ebenso wie ihr Potenzial zur Veränderung solcher Strukturen.

Die Mitarbeiter*innen und Ernteteiler*innen wurden für diese Arbeit anonymisiert, bis auf den Hofgründer und -leiter Peter Laßnig. Seine Position geht aus dem Inhalt der Interviews und Feldnotizen hervor, und dies ist wichtig für das Verständnis der Zusammenhänge.

3.3 Reflexion

Die eigene Positionierung im Feld ist ein Teil der Forschung, der besonderer Reflexion bedarf. Meine Mitarbeit am Hof und die im Laufe der Forschung entstandene Mitgliedschaft in der Gela Ochsenherz führten mitunter auch dazu, dass ich mich noch kritischer mit der (eigenen) Praxis auseinandersetzte. Der Einstieg ins Feld war für mich zunächst schwieriger als erwartet: Da ich mein Forschungsinteresse den Mitarbeiter*innen bekanntgab, erlebte ich meine eigene Position in der Gruppe zuerst als etwas distanziert. Mit häufigerer Anwesenheit wurde der Zugang

zu den Ochsenherzlern jedoch immer besser – ich begann dadurch allerdings auch, mich mehr als Gela-Mitglied denn als Forscherin zu fühlen. Durch die aktive Mitarbeit wollte ich zumindest auch ein wenig für die Unterstützung zurückzugeben, die ich von den Mitarbeiter*innen in Form von Gesprächen und Interviews erhielt. Die Mitarbeit wird im Rahmen meiner Gela-Mitgliedschaft auch in Zukunft weitergehen, und ich hoffe, mich auch anderweitig für den Hof einsetzen zu können.

Die teilnehmende Beobachtung bildete für mich den zentralen Teil meiner Forschung. Sie war deshalb so wichtig, weil ich nur durch sie ein besonders wichtigstes Ziel von CSA verstehen konnte, das sich durch Interviews oder Fragebögen nicht in dieser Form erfassen lässt: die Wertschätzung gegenüber dieser Form der Landwirtschaft, die nicht auf romantischen Vorstellungen beruht, sondern auf dem aktiven Erleben, und die daher durch CSA auch an die Ernteteiler*innen vermittelt werden kann. Es ist die Wertschätzung der Arbeit der Produzent*innen, der Arbeitsgemeinschaft und auch der angebauten Pflanzen und ihrer natürlichen Wachstumszyklen. Ohne die gemeinsame Arbeit auf dem Feld, ohne das Kosten von Blättern, Stängeln und Wurzeln direkt vom Acker sowie die Freude auf das gemeinsame Mittagessen im warmen Aufenthaltsraum, den anschließenden Kaffee und die vielen Gespräche, wäre diese Wertschätzung für mich wohl nur ein abstrakter Begriff geblieben. Sie stellt den Ausgangspunkt für alle theoretischen Überlegungen und politischen Ziele dar, die wiederum die Grundlage für die praktische Arbeit der *Community Supported Agriculture* bilden.

4 Theorie

Den theoretischen Hintergrund der vorliegenden Arbeit bildet eine Beschäftigung mit Formen der Widerspruchsbearbeitung innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise. Im Fokus steht dabei die Verortung von Ursprüngen sozialer Ungleichheiten und ökologischer Probleme in einer heute dominanten Form des Wirtschaftens, die auf einer noch immer fortschreitenden Industrialisierung verschiedener Sektoren – darunter auch der Landwirtschaft – basiert. Zentrale Begriffe, die zum Verständnis der Entstehung und Aufrechterhaltung von Machtstrukturen und

Abhängigkeiten beitragen, sollen zunächst geklärt werden. Anhand der Entstehung und Entwicklung von Lohnarbeit und Warenform als zentrale Charakteristika des Kapitalismus soll der Zusammenhang von Fremdversorgung und Fremdbestimmung nachvollzogen werden, dessen Problematisierung eine Grundlage für die Arbeit vieler emanzipatorischer Projekte und Bewegungen bildet.

Hier muss keine ausführliche Erklärung marxistischer Kategorien wie Ware, Wert und Arbeit erfolgen. Da sie jedoch für die Regulationstheorie von Bedeutung sind und außerdem in Ansätzen alternativen Wirtschaftens wie der *Community Supported Agriculture* explizit thematisiert und bearbeitet werden, soll hier zumindest kurz umrissen werden, inwiefern ihre Entstehung mit noch heute existierenden sozialen Ungleichheiten und Formen der Fremdbestimmung zusammenhängt. Die Regulationstheorie ist eng mit marxistischen Überlegungen zur kapitalistischen Vergesellschaftung verknüpft, sie geht jedoch weit über diese hinaus und vermag somit, sie zu aktualisieren und für die Analyse heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse fruchtbar zu machen. Sie bietet ein geeignetes Instrument zur Untersuchung herrschaftsförmiger Entwicklungen: Durch das Aufzeigen ihrer historischen Entstehungsprozesse wird auch ihre Wandelbarkeit und Veränderbarkeit sichtbar gemacht (Jessop 2001, Brand 2005 und Atzmüller et al. 2013).

4.1 Gebrauchswert und Tauschwert

Ein zentraler Ausgangspunkt kapitalismuskritischer Theorien ist die Unterscheidung von Gebrauchs- und Tauschwert. Menschliche Arbeit in der Herstellung von Gütern und Dienstleistungen bildet zunächst einen Gebrauchswert. Dieser drückt sich allein über den unmittelbaren Nutzen aus, den das hergestellte Ding oder die vollbrachte Leistung für den Empfänger oder die Empfängerin hat. Der Gebrauchswert eines Produkts menschlicher Arbeit ist direkt an dieses gebunden. Durch den Tausch von Produkten über jedwede Form von Markt jedoch muss das Produkt eine neue Dimension, eine neue Form von Wert erhalten, die es mit anderen Produkten vergleichbar und tauschbar macht – den Tauschwert. Erst durch den Tauschwert wird das Produkt der Arbeit zur Ware. Zur Berechnung dieses Wertes müssen wiederum zwangsläufig verschiedene konkrete Arbeiten auf gleiche Arbeit reduziert und somit zu abstrakter Arbeit

gemacht werden. Um dies zu ermöglichen, wird die Zeit berechnet, die zur Herstellung einer Einheit dieses Produkts im Durchschnitt aufgewendet werden muss (Heinrich 1999: 202f.).

Ihren Fetischcharakter erhält die Ware bei Marx dadurch, dass ihr Tauschwert, obgleich ein abstraktes gesellschaftliches Konstrukt und allein das Ergebnis von Tauschprozessen auf dem Markt, letztlich als natürliche Eigenschaft der Ware erscheint. Die Tauschproportionen – das heißt, wie viel eine Ware dann beim Kauf kostet – werden der Natur der Produkte zugeschrieben und als untrennbar von ihnen betrachtet. Diese Wertgrößen beginnen schließlich, den Menschen selbst zu kontrollieren (Marx 1979 [1867]: 87ff.). Für ihn wird es zu einer Selbstverständlichkeit, die angegebenen Preise zu bezahlen und sie dadurch in direkte Relation zu setzen zu jenem Geld, das sie selbst für ihre Arbeit verdienen.

Die uns heute so geläufige Warenform alltäglicher Dinge und Leistungen ist jedoch erst für die kapitalistische Produktionsweise charakteristisch und bildet zugleich den zentralen Fokus der Kapitalismuskritik. Zunächst einmal werden durch sie unvergleichbare Größen, nämlich verschiedene Formen von Arbeit, die zur Herstellung komplett unterschiedlicher Dinge notwendig sind, miteinander vergleichbar gemacht (Heinrich 1999: 219). Ferner kann dieses System nur dann funktionieren, wenn auch Dinge, die eigentlich kein Produkt menschlicher Arbeit sind, zu Waren gemacht werden. Somit werden diese ebenfalls auf Märkten käuflich, wie im Falle der Arbeitskraft, des Geldes und des Grund und Bodens, die Marx als „fiktive Waren“ bezeichnet. Durch diesen Einbezug menschlicher Tätigkeit und der natürlichen Umwelt in den Marktmechanismus wurde, so Karl Polanyi, „die Gesellschaftssubstanz schlechthin“ den Marktgesetzen untergeordnet (Polanyi 1978: 106ff.). Hiermit war die Grundlage für die Durchsetzung einer Marktrationalität geschaffen, die fortan die Verhältnisse von Menschen untereinander sowie zwischen Mensch und Natur strukturieren sollte, indem sie Arbeitskraft, Geld, Grund und Boden kommodifizierte und in Sonderformen von Eigentum verwandelte (Altvater 1991: 71). Die Existenz von Privateigentum, das negativ als ein Nutzungsverbot für alle anderen Menschen formuliert ist, wird erst notwendig mit der Etablierung des Warentauschs als dominante Form gesellschaftlicher Verhältnisse. Erst mit der Interaktion zweier anonymer Tauschpartner*innen wird eine rechtliche Absicherung solcher Prozesse mittels Vertrag benötigt, durch die Dinge zu Tauschwerten und ihre Besitzer*innen zu abstrakten Rechtssubjekten werden (Paschukanis 1970 [1924]: 90).

Durch die Verkäuflichkeit der Arbeitskraft wird es möglich, fremde Arbeit einzusetzen als wäre sie die eigene (Wirth und Möhl 2014: 28). Der Unternehmer oder die Unternehmerin im Besitz der Produktionsmittel hat das vertraglich abgesicherte Verfügungsrecht über die Arbeit der Belegschaft. Der Produktionsprozess steht unter seiner oder ihrer Regie. Wenn die menschliche Arbeit, die in einem Produkt steckt, das Eigentum daran begründet, so funktioniert dies in der Marktwirtschaft nur über den Geldwert, der den Produzent*innen in Form von Lohn oder Einkommen zusteht. Da der von anderen produzierte Warenwert aber dem Lohn zahlenden Unternehmer zusteht, wird die Erwirtschaftung von Profiten zum eigentlichen Ziel der Produktion. Dies ergibt einen zentralen Widerspruch in der kapitalistischen Produktionsweise: Die Güterherstellung ist längst nicht mehr allein auf den gesellschaftlichen Bedarf ausgerichtet, sondern auf den am Markt erzielten Tauschwert (Wirth und Möhl 2014: 28ff.). Während das Ziel vorindustrieller Produktion die Herstellung eines spezifischen Gegenstands war und die Arbeit dementsprechend mit seiner Fertigstellung beendet, geht es in der industriellen Produktion um die Generierung von Mehrwert, „also von investivem Kapital, das sofort wieder in die Verbesserung von Produktion oder Erweiterung der Produktpalette gesteckt wird, um den Unendlichkeitshorizont noch weiter hinauszuschieben“ (Welzer 2011: 84).

Somit war ein System geschaffen, in dem die Arbeit nie aufhört, zum Selbstzweck wird, genauso wie das zu verdienende Geld. Möglich wurde die starke Ausweitung der Produktion allerdings erst durch zunehmende Spezialisierung und die (internationale) Arbeitsteilung, in der jeder oder jede Einzelne nur zu einem kleinen Teil des gesamten Produktionsprozesses beiträgt, der sich in eine Vielzahl von räumlich und zeitlich getrennten Schritten aufteilt. Die Arbeit der einzelnen angestellten Kräfte verliert ihre Selbständigkeit (Wirth und Möhl 2014: 58f.).

4.2 Spezialisierung und Expert*innenherrschaft

Eine immer weiter gehende Arbeitsteilung und dadurch erfolgte Spezialisierung zwischen und innerhalb der Berufsfelder führte zur Herrschaft sogenannter Expert*innen, deren zentrale Position in der Gesellschaft bereits in den 1970er Jahren von Ivan Illich problematisiert wurde. Er zeigte, dass der unhinterfragte Glaube an solche Expert*innen „den Weg zur freien Entfaltung

nichthierarchischer, aus der Gemeinschaft hervorgegangener Kompetenz“ (Illich 1979: 8) blockiert. Im Gegenzug ist der Zweifel an ihrem Führungspotenzial Grundlage für einen Wandel der Gesellschaft. Illich spricht von der Erfindung von „Grundbedürfnissen“ durch diverse Expertenagenturen der Industriestaaten, die außerdem die Macht über die Zuweisung und Befriedigung dieser Bedürfnisse hätten. Durch die extreme Spezialisierung der Berufe werden die Expert*innen für Außenstehende quasi unangreifbar. Hierdurch können sie „ein unkommunizierbares Spezialwissen nicht nur darüber [beanspruchen], wie die Dinge sind und gemacht werden sollen, sondern sie liefern auch die Begründung, warum ihre Dienste gebraucht werden sollen“ (Illich 1979: 15). Expert*innen bestimmen schließlich für alle anderen sowohl was Mangel ist als auch was „gut“ und „richtig“ und damit begehrenswert ist. Die eigenen Bedürfnisse werden somit nach und nach durch gelernte Bedürfnisse ersetzt (Illich 1979: 22). Nicht nur wie und was konsumiert wird, sondern auch die Form der Produktion entgleitet durch die zunehmende Arbeitsteilung dem Zugriff der Individuen. Die Beherrschbarkeit von spezialisierten Technologien und Methoden entzieht sich mehr und mehr den Laien, wodurch es für sie schwierig wird, ihr Leben unabhängig von Expert*innen selbst zu erarbeiten. Verstärkt wird diese Abhängigkeit durch die institutionelle Einschränkung von Nutzungsrechten an Boden, Arbeitsmitteln oder Forschungsergebnissen (Huber 1979: 133).

Das Produktionsvermögen der Menschen fand so im Kapitalismus eine neue Form der Fremdbestimmtheit, die sich nicht mehr durch direkte personale Herrschaft oder Sklaverei ausdrückte, sondern durch die Ausführung „anonymer blinder Mechanismen“ (Scholz 2009: 154). So entstand in der Folge eine doppelte Abhängigkeit: zum einen von der Versorgung durch andere mit den Dingen, die wir zum Leben brauchen, zum anderen von den Früchten der Lohnarbeit, ohne die diese Dinge für uns unerreichbar bleiben (Huber 1979: 133). Im Zuge dieser Spezialisierungsprozesse geriet außerdem der eigentliche Gebrauchswert von Produkten zunehmend in den Hintergrund. Illich spricht von einer „anerzogene[n] Blindheit für den Nutzen der Gebrauchswerte für die Gesamtwirtschaft“, da diese in ökonomischen Modellen nicht erfasst werden (Illich 1979: 28). Damit wird Arbeit für das eigene Leben zur „Schattenarbeit“. Hierzu zählt Illich nicht nur die Hausarbeit (s. nächster Abschnitt), sondern auch das Lernen für Prüfungen oder die Fahrt zur Arbeit und zurück. Es sind auch jene Dinge, die in der Ideologie des Industriezeitalters eher als „Bedürfnisbefriedigung“ denn als Arbeit verstanden werden: „the stress of forced consumption, the tedious and regimented surrender to therapists, (...) and

many of the activities usually labelled ‚family life‘ (Illich 1980: 8, Herv. i. O.). Schattenarbeit unterscheidet sich von der Subsistenzarbeit in vorindustriellen Gesellschaften dadurch, dass sie die formelle Ökonomie erst möglich macht und nicht auf soziale Subsistenz abzielt. Sie leistet so einen unbezahlten aber essenziellen Beitrag zum wirtschaftlichen Wachstum in industriellen Ökonomien (Illich 1980: 7ff.).

4.3 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung

Makroökonomisch zählt allein das, was über den Markt vermittelt und somit in Geldwert gegossen werden kann. Es ergibt sich die besondere Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die entsprechend einer Hierarchie von Tausch- und Gebrauchswert auch eine Hierarchisierung sogenannter „produktiver“ und „reproduktiver“ Arbeit vollzieht. Unbezahlte Versorgungsarbeit, die auch heute noch zum großen Teil von Frauen geleistet wird, ist in einer makroökonomischen Gesamtrechnung nicht enthalten – obgleich die soziale Reproduktion der Gesellschaft auf ihr basiert und von ihr abhängt (Wichterich 2003: 9).

Die Hausarbeit, für die Frauen bis ins 20. Jahrhundert hinein anscheinend wie selbstverständlich im eigenen Heim ausgebildet oder „sozialisiert“ wurden, sollte bewusst unsichtbar bleiben, da sie angeblich Familienangelegenheiten betraf und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Die Tätigkeiten, die auch heute noch größtenteils Frauen im Haushalt verrichten, wurden und werden dabei oftmals nicht als Arbeit angesehen, da sie nicht bezahlt sind und nicht im Brutto-sozialprodukt auftauchen. Zudem erscheint die Hausarbeit vielen als unhistorisch, als immer dagewesen, und sie wird mit großer Selbstverständlichkeit nicht als Arbeit gegen Geld, sondern als „Arbeit aus Liebe“ betrachtet. Hierdurch wird Frauen unterstellt, sie täten diese Arbeit allein aus Liebe zu ihrem Mann oder ihrer Familie und aus dem Wissen heraus, deren Liebe als angemessene „Bezahlung“ zurückzuerhalten (Bock und Duden 1977: 119-122).

Wie Gisela Bock und Barbara Duden aufzeigen, ist Hausarbeit jedoch keineswegs eine historische Konstante, sondern sie findet ihren Ursprung (ebenso wie der Begriff der „Familie“ und das entsprechende bürgerliche Familienverständnis) im Kapitalismus des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Familie konnte zuvor als Arbeitsgemeinschaft betrachtet werden, genau wie auch die Ehe selten aus Liebe, sondern zum Führen einer gemeinsamen Ökonomie eingegangen wurde.

Ebenso selbstverständlich wie die Arbeit der Frauen am bäuerlichen Hof oder im Handwerk galt in vorkapitalistischer Verhältnissen, dass die Kinder, solange sie noch nicht selbst mitarbeiten konnten, an bezahlte Ammen abgegeben wurden, die sich um sie kümmerten. Die Mutterrolle der Frau entstand erst im 18. Jahrhundert, als auch Kinder nicht mehr als „kleine Erwachsene“ wahrgenommen wurden, die kaum besonderer Pflege bedurften. Dies zu begreifen bedeutet, die Hausarbeit und Kinderpflege nicht als „zeitloses biologisches Schicksal“ oder „Funktion“ der Frau zu verstehen, sondern als historisches Phänomen einer bestimmten kapitalistischen Phase (Bock und Duden 1977: 130-134).

Mit der Entstehung der Lohnarbeit im Kapitalismus wurde es notwendig, die Qualität der (überwiegend männlichen) Arbeitskraft langfristig zu sichern. Dies bedeutete, den Mann und die Kinder zu versorgen. Einer immer stärker auf Effizienz ausgerichteten Produktion (etwa am Fließband in den Fabriken) entsprach die Notwendigkeit einer effizienten Haushaltsführung, um die Arbeitsfähigkeit der Lohnabhängigen zu garantieren. Die Reproduktion der Arbeitskraft, die selbst zum Produktionsmittel geworden war, fiel nun in den Aufgabenbereich der Frau. Sie war ab jetzt für die Verrichtung unbezahlter häuslicher Arbeit zuständig und somit finanziell abhängig vom Einkommen ihres Mannes, sofern sie nicht die doppelte Belastung von Hausarbeit und Lohnarbeit auf sich nehmen musste (Bock und Duden: 166-169).

Heute werden Sorge- und Hausarbeiten zumindest in wohlhabenderen Familien teilweise an gering bezahlte Frauen abgegeben, häufig an Migrantinnen. „Dies führt zu einer Integration von Reproduktionsarbeiten in den Erwerbsmarkt, sodass neue transnationale Dienstleistungsketten entstehen.“ Über diese *care chains* „vermittelt sich die soziale Reproduktion einzelner Gesellschaften zunehmend über einen globalisierten Markt“ (Wichterich 2004: 19).

4.4 Gesellschaftliche Naturverhältnisse

Während die abstrakte Arbeit, die durch die Inwertsetzung der Arbeitskraft zur Produktion von Warenwert entsteht, heute „unhistorisch als ontologisches Prinzip“ (Scholz 2009: 154) gewertet wird, wird eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung mittlerweile zunehmend infrage gestellt. Ambivalent dagegen sind die Einstellungen gegenüber der Inwertsetzung der natürlichen

Umwelt. Diese Ambivalenz drückt sich darin aus, dass zum einen ein breiter gesellschaftlicher Konsens darüber besteht, dass eine weitere Ausbeutung natürlicher Ressourcen schwerwiegende Folgen für die Umwelt haben kann und daher reduziert werden muss. Gleichzeitig wird Wirtschaftswachstum noch immer als zentral betrachtet, wenn es um das Abwehren ökonomischer Krisen geht. Dies kann die Entstehung eines neuen umweltpolitischen Paradigma erklären, welches Umweltschutz mit der Möglichkeit weiteren (unbegrenzten) Wachstums vereint (Kaufmann und Müller 2009; Brand und Wissen 2013).

Die Entstehung eines wissenschaftlich-technizistischen Naturverständnisses ist teilweise bereits im Europa kurz vor der Aufklärung festzustellen. So wurde bereits von Francis Bacon (1561-1626) ein größeres Verständnis natürlicher Vorgänge und Gesetze explizit mit der Möglichkeit ihrer Nutzung zum Wohle der Menschheit und für den Fortschritt verknüpft (Merchant 1994). Die Nutzung der Natur als Ressource wurde schließlich im Zuge der Industriellen Revolution bedeutend, als natürliche Vorkommen fossiler Brennstoffe zum wichtigsten Energielieferanten für Produktionsprozesse wurden. Seither werden etwa 80 Prozent des gesamten weltweiten Energiebedarfs durch fossile Energieträger gedeckt. Somit wurde die Natur zu einem Mittel, mit dessen Hilfe die Produktion in sämtlichen Wirtschaftssektoren industrialisiert und um ein Vielfaches gesteigert werden konnte (Altvater und Geiger 2013: 11ff.).

Es ist fraglich, ob ökologische Probleme, wie sie sich derzeit in Form einer globalen „Umwelt-“ oder „Klimakrise“ präsentieren, tatsächlich die gesamte Menschheit gleichermaßen betreffen. Wahrscheinlicher ist, dass sie auf bereits existierenden Formen der Ungleichheit beruhen sowie neue Ungleichheiten schaffen und sich somit je nach sozialem und geografischem Kontext in sehr unterschiedlicher Weise auswirken. Macht- und Herrschaftsverhältnisse spielen auch hier die zentrale Rolle (Görg 2003: 9f).

Nachdem mit der Verwandlung von Grund und Boden in eine (fiktive) Ware der Grundstein für die private Aneignung von Natur gelegt wurde, wird heute mit der Privatisierung weiterer natürlicher Ressourcen und Gemeingüter sowie mit der Erschaffung eines Marktes für z.B. Emissionsrechte eine Inwertsetzung der Natur fortgeführt, die Ausdruck einer tief verwurzelten Überzeugung ist: Der Mensch als allen anderen überlegene Kreatur, habe das Recht, die Natur zu seinem Nutzen zu dominieren und auszubeuten (Leff 2009: 101). Zwar steht diese Überzeugung angesichts dringlicher ökologischer Probleme zunehmend infrage. Gleichzeitig werden Wirtschaftswachstum und technologischer Fortschritt in vorherrschenden Diskursen weiterhin

als zivilisatorische Leistung des Menschen und als Notwendigkeit betrachtet (Paech 2011). Dadurch wird es möglich, die Forderung nach mehr Wachstum explizit mit Zielen des Umweltschutzes zu verknüpfen. „Grünes Wachstum“ soll die Klimakrise lösen und wird so zum Programm eines Projekts, dessen Ziel ein „grüner Kapitalismus“ ist (Brand und Wissen 2013).

4.5 Regulationstheorie

Eine kritische theoretische Beschäftigung mit unserer Wirtschaftsweise zeigt, dass viele gesellschaftliche Zwänge, welche heute selbstverständlich erscheinen, erst im Laufe der Zeit entstanden sind. Regulationstheoretische Ansätze, die unter anderem aus der Suche nach progressiven Wegen aus der Wirtschaftskrise der 1970er Jahre hervorgingen, können helfen, diese Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen.

4.5.1 Grundzüge der Regulationstheorie

Als ihr Ausgangspunkt können französische marxistische Debatten betrachtet werden, namentlich die Regulationsschule um Michel Aglietta in den späten 1970er Jahren. Sein Ziel war es, langfristige Veränderungen in Arbeitsprozessen, Konkurrenzverhältnissen und damit zusammenhängenden Lebensweisen innerhalb bestimmter kapitalistischer Entwicklungsphasen zu untersuchen (Atzmüller et al. 2013: 8f.). Der Kapitalismus wird dabei im Gegensatz zu einigen anderen ökonomischen Theorien nicht naturalisiert und als unhistorisch dargestellt, denn gerade die Bedingungen seiner Reproduktion sollen durch den Regulationsansatz hinterfragt werden (Jessop 2001: 16).

So hat die Regulationsschule einen eigenen Ansatz zur Analyse des Kapitalismus entwickelt, der unter anderem die von Marx herausgearbeiteten Widersprüche von Ware und Wert als Grundformen kapitalistischer Produktion zum Ausgangspunkt nimmt, sowie Marx' Problematisierung der (fiktiven) Warenform der Arbeitskraft. Ihr Ansatz geht jedoch über den historischen Materialismus und seine Kritik der politischen Ökonomie hinaus, indem seine abstrakten Prinzipien

der Akkumulation zur Analyse historisch-konkreter Phasen des Kapitalismus herangezogen, aktualisiert und erweitert werden (Jessop 2001: 16-20). Der regulationstheoretische Ansatz macht deutlich, dass die Reproduktion des Kapitalismus nicht (wie bei Marx) auf einer immanenten Kapitallogik basiert, sondern institutionelle Formen wie etwa Bildungseinrichtungen dafür sorgen müssen, um seine Stabilität zu erhalten. Diese institutionellen Formen stellen jedoch keine klassischen Herrschaftseinrichtungen dar, sondern sind historisch gewachsen und eher als „umkämpfte Produkte sozialer Auseinandersetzungen und gegensätzlicher Interessenlagen“ (Görg 2003: 120) zu verstehen.

Gesellschaftliche Entwicklungen und soziale Verhältnisse sind laut Regulationstheorie weder determiniert, noch sind sie reiner Zufall, sondern sie sind durch Formen der Regulation gesteuert (Brand 2005: 32f.). Alain Lipietz versteht unter der „Regulation eines sozialen Verhältnisses die Art und Weise, in der sich dieses Verhältnis trotz und wegen seines konfliktorischen und widersprüchlichen Charakters reproduziert“ (Lipietz 1985: 109). Zentral ist also der Umgang mit Widersprüchen, die sich aus der spezifischen Form der Kapitalakkumulation ergeben, welche in einer bestimmten Phase kapitalistischer Produktion vorherrscht. Als Widersprüche innerhalb einer von neoliberaler Wirtschaftspolitik geprägten Phase können beispielsweise eine Gegenüberstellung und streng getrennte Behandlung von politischer und ökonomischer Sphäre oder die Ausprägungen moderner gesellschaftlicher Naturverhältnisse betrachtet werden. Diese Widersprüche können innerhalb der Produktionsweise nicht aufgehoben werden, sie können jedoch „herrschaftsförmig“ bearbeitet werden, sodass sie als selbstverständlich gelten (Brand 2005: 32).

Ein Ergebnis der Regulation ist, dass sich das jeweilige Akkumulationsregime als alternativlos darstellt. Als Beweis für die Alternativlosigkeit der kapitalistischen Produktionsweise wird heute etwa das Scheitern des Sozialismus herangezogen, womit andere Lösungsversuche jenseits des Kapitalismus ausgeblendet werden. Letzterer gilt als lernfähiges, evolutives System, welches aus Krisen ein Potenzial zur Innovation schöpfe und sich somit im Laufe der Zeit immer weiter entwickelt und verbessert habe. Als Innovation wird auch das „Ergrünen“ des Kapitalismus betrachtet, dessen Marktlogik, so Kaufmann und Müller, mittlerweile auch große Teile grüner Parteiapparate vereinnahmt, welche wiederum zu einer Wiederbelebung von Margaret

Thatchers TINA-Prinzip³ ihren Teil beitragen (Kaufmann und Müller 2009: 157f.). Im Sinne regulationstheoretischer Ansätze darf die kapitalistische Ökonomie jedoch nicht als ein Resultat quasi-natürlicher Evolution von Wirtschaftsformen betrachtet werden, sondern muss als Ergebnis von Prozessen gesehen werden, in denen bestimmte Prinzipien gesellschaftlicher Organisation teilweise gegen Widerstände und/oder mit Gewalt durchgesetzt wurden (Brand 2012: 121).

4.5.2 Hegemonietheoretische Überlegungen

Um das Funktionieren von Regulationsmechanismen erklären zu können, greifen Regulationsansätze unter anderem auf die hegemonietheoretischen Überlegungen Antonio Gramscis zurück. Seine Schriften bieten Analyseinstrumente zur Untersuchung machtförmiger gesellschaftlicher Verhältnisse. Das von ihm entwickelte Hegemoniekonzept geht dabei über die verbreitete Idee einer „Vorherrschaft durch Zwang“ hinaus und betont das Element des Konsenses als zentralen Wirkmechanismus (Candeias 2007: 19). Machtübernahmen und anschließende Herrschaft durch Hegemonie anstrebende Gruppen sind demnach nur möglich, wenn diese bereits zuvor eine führende Position in der Gesellschaft eingenommen haben. Dies funktioniert vor allem über politisch-pädagogische Erziehungsmaßnahmen, mittels derer bestimmte Interessen der „Führenden“ auch auf die „Geführten“ (die Untergeordneten oder „Subalternen“) ausgeweitet und somit verallgemeinert werden (Merkens 2006: 7ff). Diese Interessen werden nicht lediglich als jene der Allgemeinheit *dargestellt*, sondern tatsächlich zu solchen *gemacht* (Candeias 2007: 19f.).

Die Verallgemeinerung der Interessen mächtiger Akteure und Gruppen geschieht mit Hilfe spezieller Institutionen, die nicht nur staatliche Bildungseinrichtungen umfassen, sondern beispielsweise auch Unternehmenskampagnen oder Medien. Sie propagieren neue Lebensweisen, welche den sich verändernden Produktionsbedingungen entsprechen. Erziehung tritt nicht als einseitiger Prozess „von oben nach unten“ auf, sondern beinhaltet immer eine Wechselseitigkeit, durch die zugleich die „Führenden“ von den „Geführten“ lernen. Somit werden auch deren

³ Die von Margaret Thatcher häufig gebrauchte Formulierung „*There is no alternative*“ war bezeichnend für die Wirtschaftspolitik der britischen Premierministerin (1979 bis 1990).

Interessen bis zu einem bestimmten Grad in die Allgemeininteressen integriert, um einen Konsens in der Gesellschaft zu erzeugen und in der Folge aufrecht zu erhalten. Als Schlüsselfiguren der wechselseitigen Lehr-Lern-Beziehungen Gramsci „organische Intellektuelle“ – wichtige Akteure der gegenhegemonialen und der hegemonialen Bewegungen. Diese sind nicht an eine bestimmte gesellschaftliche Position oder einen akademischen Beruf gebunden, sondern beziehen ihre Erfahrung aus der Praxis selbst. Diese Erfahrung wird derart an andere weitergegeben, dass sie die von Expert*innen vermittelte Theorie mit alltäglicher Praxis zusammenführt (Merkens 2006: 9f., 17ff.).

Durch diese konsensbasierte Form von Hegemonie, die nicht durch die Anwendung von Gewalt öffentlich sichtbar ist, wird eine starke Durchdringung alltäglicher Praktiken, Denk- und Handlungsweisen möglich. Hegemoniale Regeln und Strukturen werden in alltäglichen Handlungen, in privaten oder öffentlichen Beziehungen reproduziert und somit zu einem unhinterfragten Bestandteil des Lebens (Sekler 2009: 61). Das Element des Zwangs oder der Gewalt kommt dann zum Tragen, wenn eine Hegemonie bedroht ist – etwa durch offensichtliche gesellschaftliche Widersprüche oder aber durch gegenhegemoniale Bewegungen, die nach der Umkehrung politisch-pädagogischer Führungsverhältnisse streben (Candeias 2007: 21).

Gramscis Theorien werden heute auf die hegemoniale Stellung des Neoliberalismus in einer „Weltgesellschaft“ angewendet, als dessen erzieherische Programme etwa solche des „lebenslangen Lernens“ oder der „permanenten Arbeitsfähigkeit“ betrachtet werden können (Merkens 2006: 11). In der Verlängerung des volks- und betriebswirtschaftlichen Kriteriums der Wettbewerbsfähigkeit auf die Individuen selbst wird deutlich, wie weit neoliberale Diskurse in den Alltagsverstand vorgedrungen sind (Brand 2005: 42). Die Verdrängung kritischer Stimmen, die sich einer solchen „Vermarktungslogik“ nicht unterwerfen wollen, findet nicht selten unter Anwendung von Gewalt statt, oder sie äußert sich in der Einschränkung von Nutzungsrechten oder Nutzungsmöglichkeiten – etwa durch Privatisierung, Kommerzialisierung und Einhegung gemeinsam genutzter Ressourcen und Räume. Diese Einhegung verdrängt kritische Akteur*innen aus dem öffentlichen Bild, verdeckt Widersprüche und trägt so zu einer „Entmündigung der Bürger in vielen Lebensbereichen“ (Helfrich und Bollier 2012: 16) bei.

Gegenhegemoniale Möglichkeiten im Sinne Gramscis können nicht darin bestehen, Führungskräfte einfach durch andere zu ersetzen und somit ein neues Wahrheitsregime einzusetzen.

Vielmehr ist eine ständige kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Umwelt und dem eigenen Denken erforderlich, welche die Selbstermächtigung der Menschen anstelle ihrer Fremdbestimmtheit fördern kann, indem sie die verdeckten Widersprüche aufzeigt (Merkens 2006: 14f).

5 Herrschaftsförmige Krisenbearbeitung: die Suche nach dem „Grünen Wachstum“

Beispielhaft für die herrschaftsförmige Bearbeitung von Widersprüchen im Kapitalismus ist das Programm eines „grünen Wachstums“. Dieses Konzept bestimmt maßgeblich den aktuellen Mainstream-Diskurs von Lösungsstrategien für die wahrgenommene Umwelt- und Klimakrise. Vorstellungen von Nachhaltigkeit und nachhaltiger Entwicklung nehmen in diesem Diskurs eine zentrale Rolle ein.

Ökologische Nachhaltigkeit soll dabei vor allem durch innovative Technologien und Produktionsmethoden erzielt werden, die eine effiziente und damit ressourcenschonende Produktion möglich machen. Dass ein solcher auf Effizienz abzielender Ansatz kaum zu einer Reduktion des Ressourcenverbrauchs führen wird, liegt am sogenannten Rebound-Effekt: Wird die Produktion von Waren günstiger, weil effizienter, führt dies mit großer Wahrscheinlichkeit eher zu einer Steigerung der Produktion, wodurch sich die Einsparung von Input-Ressourcen wieder aufhebt (Brand 2012: 120). Solche „Naturverwaltungsstrategien“ im Zuge einer ökologischen Modernisierung sollen vordergründig zu einer ökologisch und sozial nachhaltigen Entwicklung beitragen, verfolgen jedoch meist auch andere Ziele. „Die Leitidee dieser Modernisierung zielt dabei weniger auf eine solidarische Bearbeitung der Weltprobleme, sondern auf die Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit nationaler Gesellschaften im Globalen Wettbewerb auf Kosten anderer“, so Görg. „Unter der Formel einer ‚*nachhaltigen Globalisierung*‘ scheint nun die Hoffnung gerade auf die Akteure und Institutionen gelegt zu werden, die für eine Liberalisierung des Weltmarktes und für die Hegemonie neoliberaler Ideologie verantwortlich sind“ (Görg 2003: 10f. Herv. i. O.).

Auf den Staat kommt die Aufgabe zu, Marktfehler zu korrigieren und ein „grünes Wachstum“ zu steuern, dessen Motor eine nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen sein soll. Durch die Trennung von Politik und Ökonomie und eine Verortung des Umweltschutzes im Verantwortungsbereich der Politik wird allerdings ausgeblendet, dass die staatliche und politische Sphäre ein Interesse an der Sicherung und Reproduktion kapitalistischer Produktionsstrukturen hat (Görg 2003: 123ff., Kaufmann und Müller 2009: 34).

Die Umweltkrise oder der Klimawandel werden nicht selten als ökonomischer Kostenfaktor behandelt. Schnelles Handeln ist vor allem deshalb gefragt, weil sonst hohe Kosten auf die Wirtschaft zukommen könnten – durch Umweltkatastrophen, Ernteausfälle, aber auch die Migration sogenannter „Klimaflüchtlinge“ in den globalen Norden. Die Natur wird schützenswert, weil ihr ein Wert beigemessen wird, der sich möglichst in Zahlen ausdrücken lässt. Auf Basis von Kosten-Nutzen-Rechnungen lässt sich bestimmen, welche Ausgaben für den Klimaschutz gerechtfertigt werden können und welche nicht (Kaufmann und Müller 2009: 37ff., 41).

Neben effizienter Produktion wird eine weitere Möglichkeit des „grünen Wachstums“ auf der Konsumseite gesehen – in einer individuellen und damit zeitgemäßen „Politik mit dem Einkaufswagen“ (Lorenz 2006), die vor allem bei der Lebensmittelvermarktung zum Tragen kommt. Mittlerweile gibt es diverse politische Kampagnen, Medienberichte oder sogenannte „Einkaufsratgeber“, die vermitteln sollen, dass jeder Mensch etwas zu einer sozial und ökologisch nachhaltigen Welt beitragen könne. Das Kalkül, dass durch eine bewusste und gezielte Produktauswahl beim Einkauf auch eine verträgliche Art des Wirtschaftens unterstützt wird, findet sich vermehrt in der Literatur zu den Möglichkeiten eines „grünen Konsums“. Autoren wie Fred Grimm mit *„Shopping hilft die Welt verbessern“* (2006) und Bernhard Pötter mit *„König Kunde ruiniert sein Land“* (2006) propagieren, dass die Konsument*innen durch den Kauf nachhaltiger Produkte persönlich zu einer Verbesserung der Produktionsbedingungen in der Lebensmittelherstellung beitragen könnten. Konzerne müssten sich demnach den Wünschen der Kund*innen anpassen und produzierten vermehrt ökologisch und sozial verträgliche Güter (Grimm 2006: 11). Umgekehrt würden jedoch auch gegenwärtige soziale und ökologische Probleme durch die Nachfrage der Verbraucher*innen verursacht, da diese „nicht genügend Geld für den Konsum ausgeben – und wenn, dann für die falschen Produkte“ (Pötter 2006: 13).

Abgesehen davon, dass der Konsum von Bioprodukten aus „gerechtem Handel“ ein Elitenphänomen darstellt, greift dieser Lösungsansatz zu kurz. Er bleibt der dominanten wirtschaftspolitischen Strategie eines „grünen Wirtschaftswachstums“ verhaftet, indem er dem individuellen Einkauf ein unmittelbares emanzipatorisches Potenzial zuschreibt.

Es ist stark zu bezweifeln, dass individuelle Kaufentscheidungen tatsächlich Einfluss auf gesellschaftliche Trends haben. Über die Produktauswahl, so Martina Kaller-Dietrich, bestimme letztendlich nicht der einzelne Konsument oder die Konsumentin, sondern der Vertriebskonzern, der diese Auswahl unter anderem anhand von Imagekriterien treffe. Kaller-Dietrich erinnert an Ivan Illich, der den Supermarkt mit einer Irrenanstalt vergleicht: Sowohl die Kund*innen als auch sämtliche Angestellte der Institution hätten keinerlei Einfluss auf das Supermarktgeschehen, zumindest was Angebot und Preisgestaltung betreffe. Obwohl dies bei Bio- und Fairtrade-Produkten ebenso der Fall sei, gebe deren Kauf den Konsument*innen dennoch das Gefühl, einen Beitrag zu positiver gesellschaftlicher Veränderung zu leisten. Solange Lebensmittel jedoch als Warenform gedacht und gehandelt würden, sei der reale Einfluss der Käufer*innen auf ihre Produktion, die Qualität und den Vertrieb verschwindend gering. „Denn es zeigt sich immer wieder: Damit die Preise steigen, werden Nahrungsmittel künstlich verknappt. Diese Maßnahme führt dazu, dass um des Profits willen Menschen neben vollen Vorratsspeichern verhungern“ (Kaller-Dietrich 2010: 105).

Die Frage, für wen ein nachhaltiger Lebensstil möglich sei, lässt sich für sie klar beantworten: die ganz Reichen und die ganz Armen. Die ganz Reichen mit Zugang zu den notwendigen Ressourcen könnten es sich leisten, „nur das zu essen, was im eigenen Garten, eventuell einem von Sonnenenergie unterstützten Glashaus, selbst hergestellt wurde“ (Kaller-Dietrich 2010: 106). Während ein solcher Ansatz mittlerweile als Inbegriff von Nachhaltigkeit propagiert werde, diene der Lebensstil der ganz Armen, deren Nahrung aus Abfällen der Reichen besteht, und die somit indirekt am Konsumgeschehen beteiligt sind, nicht als Vorbild (Kaller-Dietrich 2010: 102-108). Dieser entspricht eben nicht dem Programm eines nachhaltigen Wachstums auf Basis von mehr aber „grünerem“ Konsum und damit einhergehender immer weiter ausgedehnter – weil effizienterer – Produktion.

Die Unmöglichkeit, über den Konsum zu einer wirklich nachhaltigen Lebensweise zu gelangen, wird auch von Niko Paech betont, der das Ziel einer Postwachstumsökonomie vertritt. Er for-

muliert in seiner zeitgenössischen Theorie der Suffizienz eine klare Kritik am vermeintlich nachhaltigen Konsum, der, im Sinne einer *Green Economy*, gleichzeitig als Wachstumsmotor für die Wirtschaft dienen soll. Indem „konsumierende Lebewesen innerhalb unveränderter Versorgungsmuster vorsichtig und bequem in einen neuerdings mit nachhaltigen Objekten ausgestatteten Kontext“ eingebettet werden, werden ökologische Praktiken und Innovationen als Triebkräfte für ökonomisches Wachstum instrumentalisiert. Der Erwerb nachhaltiger Güter soll ermöglichen, innerhalb unveränderter expansionistischer Wirtschaftsstrukturen mit „gutem Gewissen“ zu konsumieren. Laut Paech kann dies jedoch allenfalls eine Symptombehandlung sein, welche keineswegs zu Ursachen ökologischer und sozialer Probleme vordringt: „Nachhaltiger Konsum führt zu keiner Blickwende, als die Umweltbelastung weiterhin von der technisch-ökologischen Entkoppelung eines unangetasteten Wachstumspfadades abhängig ist“ (Paech 2010: 33f.).

Es gilt zu überlegen, wer wie von solchen Programmen profitieren kann, die scheinbar die gegensätzlichen Interessen verschiedenster Akteur*innen miteinander vereinbar machen: Unternehmen, Umweltschützer*innen – die gesamte Gesellschaft soll von einem Programm des „grünen Wachstums“ profitieren können. Die Möglichkeit einer solchen win-win-Situation wird jedoch von vielen sozialen Bewegungen und Initiativen bezweifelt, von denen eine – die *Community Supported Agriculture* – im folgenden empirischen Teil meiner Arbeit vorgestellt wird.

6 *Community Supported Agriculture (CSA)*

Abseits der technokratischen Idee von Nachhaltigkeit, die auf die globale Verwaltung der Natur abzielt und im Rahmen einer kapitalistischen Konsumorientierung verbleibt, wird heute vielerorts nach Alternativen gesucht, die die tatsächlichen Ursachen des Nachhaltigkeitsproblems angreifen. Sie richten sich unter anderem gegen Markt- und Verwertungszwänge und fordern zu diesem Zweck eine stärkere Fokussierung lokaler Produktionsprozesse (Brand 2005). Heute finden sich gerade im globalen Norden viele Versuche einer ökonomischen Re-Lokalisierung, die nicht nur auf die nationalstaatliche Ebene abzielt, sondern stärker noch auf Regionen inner-

halb der Staaten oder auf Gemeinden. Hierzu gehören auch Formen des solidarischen Wirtschaftens, welche nur lokal funktionieren, da sie auf direkter Interaktion von Produzent*innen und Konsument*innen basieren. Damit soll Selbstbestimmung rückgewonnen sowie eine neue Wertschätzung menschlicher Kooperation und gegenüber der natürlichen Umwelt erreicht werden. Als Form solidarischer Landwirtschaft versteht sich die *Community Supported Agriculture* (CSA). Sie richtet sich gegen die negativen Folgen unseres heutigen Ernährungssystems (Food Regime) und einer fortschreitende Industrialisierung der Landwirtschaft. Jan Vandertuin, einer der CSA-Pioniere fasst einige dieser Probleme zusammen: Gutaussehendes Gemüse sei meist unter Verwendung von Herbiziden und Pestiziden produziert und energieaufwendig gelagert und transportiert worden. Biologischer Anbau bringe überarbeitete und unterbezahlte Arbeiter*innen mit sich, und „vernünftige Preise“ bedeuteten oft versteckte Kosten in Form von Subventionen, Ausbeutungsverhältnissen im globalen Süden oder Umweltverschmutzung (Vandertuin in Henderson und Van En 2007: 18).

Das CSA-Modell erklärt nicht nur, dass lokale wirtschaftliche Entwicklung gefördert werden sollte, noch setzt sie den Fokus allein auf ökologische Probleme, sondern seine Befürworter üben Kritik an den grundlegenden Strukturen der kapitalistischen Produktionsweise, die globale Ungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse fördern. CSA ist somit ein emanzipatorisches Projekt, das auf die Veränderung asymmetrischer Macht- und Wirtschaftsbeziehungen abzielt.

Wie schwierig die praktische Umsetzung emanzipatorischer politischer Ideale innerhalb existierender gesellschaftlicher Strukturen ist, zeigt sich, wenn entsprechende Projekte an ihre rechtlichen, finanziellen oder sozialen Grenzen stoßen – oder aber, wenn bestimmte Aspekte des geld- und konsumbasierten kapitalistischen Wirtschaftens weiterhin als Selbstverständlichkeit betrachtet, während andere hinterfragt werden. Dennoch kann die Suche nach Alternativen kreatives Potenzial freisetzen, mithilfe dessen Handlungsspielräume erweitert und Grenzen verschoben werden.

6.1 Solidarische Landwirtschaft im *food regime*

Unter dem Begriff „*food regime*“ verstehen Eric Holt Giménez und Annie Shattuck die Beziehung zwischen Produktion und Konsum von Lebensmitteln, die für das Funktionieren und die

Reproduktion des kapitalistischen Systems essentiell ist. Das aktuelle *food regime* wird als das dritte globale Regime angesehen. Das erste Regime, welches sich ungefähr über den Zeitraum von 1870ern bis in die 1930er Jahre erstreckte, war laut Holt Giménez und Shattuck durch den Import billiger Rohstoffe und Lebensmittel aus den Kolonien nach Europa gekennzeichnet. Diese Erzeugnisse trieben die europäische Industrialisierung voran und machten die europäischen Staaten zu Profiteuren des Regimes. Im zweiten *food regime* kam es zu einer Umkehrung der Warenströme: Günstige Lebensmittelüberschüsse aus dem globalen Norden (vor allem den USA) wurden als Hilfsgüter in Länder des Südens geschickt. Hier entwickelte sich in der Folge eine Abhängigkeit von diesen Gütern, da die eigene Produktion der betroffenen Länder auf dem globalen Markt nicht mehr mithalten konnte. Die zunehmende Industrialisierung und Intensivierung der Landwirtschaft im Zuge der Grünen Revolution nach 1960 hat in der Folge dazu beigetragen, dass Kleinbauern immer stärker in Nischen und in die Selbstausbeutung abgedrängt wurden (Holt Giménez und Shattuck 2011: 110f.).

Das heutige Regime, das sich in den 1980er Jahren herausgebildet hat, ist von der Vormachtstellung einiger weniger Großunternehmen in Lebensmittelproduktion und Handel gekennzeichnet. Strukturanpassungsprogramme, die nach den Wirtschaftskrisen der 1970er und 1980er Jahre Ländern der Peripherie im Rahmen von Freihandelsabkommen verordnet wurden, haben deren nationale Ökonomien geschwächt und im Gegenzug die Marktmacht und die Monopolstellung für große Unternehmen aus dem Norden gesichert. Als Haupttrend, der zur Reproduktion dieses Regimes beiträgt, sehen die Autorin und der Autor ebenfalls einen neoliberalen Trend, der Lebensmittelkrisen (wie jener nach den Lebensmittelpreissteigerungen von 2007) und Hunger mit marktbasierenden Lösungsstrategien begegnet, gepaart mit weiterer Liberalisierung und Ausweitung globaler Märkte (Holt Giménez und Shattuck 2011: 111, 114ff., 119).

Eine Verortung verschiedener Trends und Akteure innerhalb oder außerhalb des *food regimes*, wie sie Holt Giménez und Shattuck unternehmen, muss jedoch infrage gestellt werden. Auch progressive und radikale Ansätze, die Kritik am Regime äußern oder auf die Veränderung seiner Strukturen abzielen, können sich diesem nicht vollständig entziehen. Nachvollziehbar ist ihre Einschätzung des unterschiedlichen Potenzials solcher Initiativen gemäß ihres Vernetzungsgrades.

Durch die starke lokale Ausrichtung progressiver Bewegungen – zu denen die Autorin und der Autor Direktvermarktungsinitiativen und Formen solidarischer Landwirtschaft zählen – sei ihr Einfluss auf größere wirtschaftliche Strukturen eher begrenzt: „The focus on mobilizing local communities to solve local problems constitutes both a strength and a weakness of progressive food justice movements“, so Holt Giménez und Shattuck. „Energizing grassroots constituencies and creating innovative models also results in a ‘patchwork’ of successes and failures (...) that does little to challenge the structure of the corporate food regime“. (Holt Giménez und Shattuck 2011: 125)

Sie fordern daher einen verstärkten Zusammenschluss von progressiven Gruppen und radikaleren Bewegungen: beispielsweise die internationale Bauernbewegung *La Vía Campesina*, die tiefgreifende politische und ökonomische Transformationen im globalen Maßstab im Sinne der Ernährungssouveränität fordert (Holt Giménez und Shattuck 2011: 127ff., 133f.). Mit dem Ziel der Ernährungssouveränität identifizieren sich jedoch auch andere Projekte solidarischer Landwirtschaft oder CSA in Österreich, die sich nicht im Sinne von Shattucks und Holt Giménez Einteilung als von dieser Bewegung getrennte Strömung sehen, sondern vielmehr als ihr Teil, zumal gemeinsame Ziele vertreten werden (Tagungsprotokoll 1).

Die Bewegung für Ernährungssouveränität fordert einen Rechtsanspruch auf gesunde Ernährung sowie die Umverteilung von Macht und Wohlstand (Holt Giménez und Shattuck 2011: 128). Den Versuch einer Definition liefern Wittman et al.: „[Food sovereignty is] the right of nations and peoples to control their own food systems, including their own markets, production modes, food cultures and environments (...) as a critical alternative to the dominant neoliberal model for agriculture and trade.“ (Wittman et al. in Bernstein 2014: 1)

Mit der Ernährungssouveränität wird also eine radikale Änderung der Produktionsprozesse und des Konsumverhaltens gefordert, „um sowohl die Weltbevölkerung ernähren zu können als auch das zukünftige Leben und die Ressourcen der Erde schützen zu können“ (Choplin et al. 2011: 92). Darunter wird eine Transformation der Produktion von der industriellen Landwirtschaft (zurück) zur bäuerlichen Landwirtschaft verstanden, deren Arbeitsplätze durch gezielte Förderung gesichert werden sollten. Solche bäuerlichen Produktionsformen seien nicht nur besser an vorhandene natürliche Ökosysteme angepasst, sondern könnten auch eine größere Unabhängigkeit der Landwirtschaft von der Zulieferindustrie für Saatgut, Düngemittel, Pesti-

zide und ähnliche chemische Produkte garantieren, ohne die man bei industriellen Produktionsformen nicht auskäme. Auch der sozialen Nachhaltigkeit soll Rechnung getragen werden: Bedingt durch die kleinere Betriebsgröße überwiegen arbeitsintensive über kapitalintensive Produktionsprozesse, wodurch auf dem Land Arbeitsplätze geschaffen und weitere Landflucht in betroffenen Gebieten eingedämmt werden könne (Choplin et al. 2011: 93).

Um Ernährungssouveränität zu erreichen, sei ein hohes Maß an regionaler Unabhängigkeit nötig. Denn, so Choplin et al., auf dem „deregulierten internationalen Markt (...) [hätten] nur jene Länder, die ausreichend finanzielle Mittel zur Verfügung haben, (...) das ‚Recht‘, sich zu versorgen – auf Kosten der Mehrheit der Weltbevölkerung“ (Choplin et al. 2011: 94, Herv. i. O.).

Betrachtet man dieses Konzept genauer, bleiben jedoch einige zentrale Fragen offen: unter anderem jene nach der Größenordnung und Produktivität, die notwendig wäre, um die Weltbevölkerung allein durch kleinbäuerliche Landwirtschaft zu ernähren. Der Besitz von Privatland – auch wenn er im Besitz von kleinen oder mittleren Betrieben ist – widerspricht darüber hinaus einer *Commons*-basierten Sozialstruktur, ebenso werden Märkte (wenn auch nur auf lokaler Ebene) weiterhin als zentrale Verteilungsmechanismen angesehen (Exner 2013b: 255).

Wie später in dieser Arbeit gezeigt wird, kombiniert das CSA-Modell Ziele der Ernährungssouveränität teilweise mit einer radikaleren Kritik an marktbasierter Versorgungsstrukturen. Die weitere Entwicklung des CSA-Konzepts bleibt dabei in verschiedene Richtungen offen.

6.2 CSA-Geschichte(n) rund um die Welt

CSA-Projekte, die mittlerweile überall in der Welt entstehen, können äußerst unterschiedliche Formen und Größen aufweisen. Sie variieren nicht nur erheblich in der Anzahl der von ihr versorgten Mitglieder oder in der Art der Lebensmittelverteilung. Auch gibt es große Unterschiede in der Organisationsform, etwa bei der Intensität der Interaktion zwischen Produzent*innen und Konsument*innen, bestimmt vor allem durch die unterschiedlich starke Einbindung der Ernteteiler*innen in die Produktionsarbeit (Henderson und Van En 2007: 6). Bereits die Gründung einer CSA kann auf sehr unterschiedliche Art und Weise ablaufen. Die meistverbreitete Form ist jene, in der die Produzent*innen die Initiative ergreifen (in den USA *Subscription CSA* genannt). Sie organisieren die CSA und werden von den teilnehmenden Konsument*innen über

einen bestimmten Zeitraum finanziert. Im Gegenzug erhalten sie regelmäßig einen Anteil der Ernte. Es können auch Kooperativen mehrerer Höfe entstehen, um eine größere Vielfalt an Produkten oder eine höhere Versorgungssicherheit zu garantieren. In anderen Fällen, die jedoch eher selten sind, wird die CSA-Gründung von einer bereits existierenden Gemeinschaft von Konsument*innen in die Hand genommen (*Shareholder CSA*), die einen Produzenten oder eine Produzentin auswählt und die Organisation und Zusammenarbeit maßgeblich selbst bestimmt (Adam 2006: 2).

Ein detailliertes Beispiel für die Entstehung und Funktionsweise einer CSA wird im Abschnitt 5.3 anhand des Gärtnerhofs Ochsenherz in Gänserndorf präsentiert. Zunächst soll jedoch ein Überblick über die Geschichte der *Community Supported Agriculture* und ähnlicher Systeme gegeben werden, die sich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf verschiedenen Kontinenten in jeweils etwas unterschiedlicher Form entwickelt haben.

6.2.1 *Teikei* in Japan

Die genaue Entstehungsgeschichte der heutigen CSA ist anhand der existierenden wissenschaftlichen Literatur nicht leicht nachzuvollziehen. Während manche sie bereits im Europa der 1960er Jahre lokalisieren (Adam 2006: 1), suchen andere ihre Ursprünge in einer japanischen Form solidarischer Landwirtschaft, die sich *sanshō teikei* nennt (Lagane 2011: 2 und Ahmed 1995: 379). *Teikei* bedeutet in etwa „Kooperation“ oder „Partnerschaft“ und benennt somit das zentrale Charakteristikum dieser Art der landwirtschaftlichen Produktion. Der Begriff werde aber von Mitgliedern häufig auch als „Essen mit dem Gesicht des Farmers darauf“ übersetzt und mit einem entsprechenden lachenden Gesicht illustriert (Henderson und Van En 2007: xvi).

Entstanden sei *teikei*, so Jean Lagane, im Jahr 1965 (1971 laut Henderson und Van En 2007: xv; 1975 laut Ahmed 1995: 379) im Zuge eines wachsenden gesellschaftlichen Bewusstseins für Umweltprobleme. Vorausgegangen war in den 1950er Jahren eine schwere Umweltkatastrophe bei Minamata, ausgelöst durch Quecksilber, welches mit den Abfällen eines Chemiekonzerns ins Meerwasser gelangt war. Daraufhin zeigten sich schwere Vergiftungserscheinungen bei Menschen und Tieren in diesem Gebiet. Dieser Vorfall und die zunehmende Verwendung

von Düngemitteln und Pestiziden in der Landwirtschaft wurden von der japanischen Bevölkerung mit Besorgnis verfolgt. Schließlich wandte sich eine Gruppe von Müttern an lokale Produzent*innen, mit der Bitte, beim Anbau der Lebensmittel auf die Verwendung von Chemikalien zu verzichten (Lagane 2011: 3). Im Gegenzug sicherten die Frauen den regelmäßigen Kauf der so angebauten Produkte, damit die möglicherweise verminderte ästhetische Qualität für die Bauern und Bäuerinnen nicht zu einer Absatzeinbuße führe. Auf diese Weise entstand in Japan die erste Partnerschaft zwischen landwirtschaftlichen Produzent*innen und den Käufer*innen ihrer Produkte, der bald darauf viele ähnliche Projekte im ganzen Land folgen sollten (Ahmed 1995: 379).

Aufgrund des Platzmangels sind die *teikei*-Felder oft klein und werden dementsprechend intensiv bearbeitet. Zusammenschlüsse mehrerer Bauern in einer Region beliefern oft große Gruppen von Konsument*innen in den Großstädten. So können sich etwa 15 Bauern zusammenschließen, um eine Vielfalt von Produkten anzubieten, mit denen sie regelmäßig bis zu 1500 Menschen in der Stadt beliefern (Henderson und Van En 2007: xvi).

Teikei, so Lagane, basieren vor allem auf der japanischen Ethik des *wa* (vergleichbar mit „Harmonie“), das als essenziell für soziale sowie Unternehmensbeziehungen betrachtet werde. In einer Charta von Prinzipien, die die Zusammenarbeit regeln und die Reziprozität der Beziehungen sichern sollen, wird diesem Konzept Rechnung getragen (Lagane 2011: 3). Zehn Prinzipien wurden von der *Japan Organic Agriculture Association* (JOAA) zusammengestellt und können auf der Homepage der Organisation eingesehen werden (URL 1). Diese beinhalten neben Zielen der respektvollen und verantwortlichen Kooperation unter anderem auch das Bestreben, beständig weiter zu lernen, das unter dem Prinzip Nummer acht formuliert ist: „Both groups of producers and consumers should attach much importance to studying among themselves, and should try to keep their activities from ending only in the distribution of safe foods“ (URL 1). Die Ziele der *teikei* gehen dementsprechend über die Verteilung von gesunden und sicheren Lebensmitteln hinaus, und sollen sich mit weiterreichenden gesellschaftlichen Konsequenzen der solidarischen Landwirtschaft auseinandersetzen (URL 1).

6.2.2 *Community Supported Agriculture* in den USA

Formen der Kooperation zwischen Konsument*innen und Produzent*innen in der Landwirtschaft setzten sich etwas später auch in Europa und den USA unter verschiedenen Namen und mit leichten Unterschieden in der Ausprägung durch. Katherine Adam sieht den Ursprung der US-amerikanischen CSAs in einer Dynamik, die zu Beginn der 1980er Jahre viele junge Berufstätige aus den Städten des Nordosten hinaus aufs Land brachte, wo sie, auf der Suche nach mehr persönlicher Freiheit, verlassene Farmen wiederbelebten. Sie fanden eine aussterbende lokale Landwirtschaft vor, da Bauern und Bäuerinnen durch die Lebensmittelindustrie und die Etablierung von Lebensmittelimporten verdrängt worden waren. Der Versuch der Quereinsteiger*innen, sich in das lokale Umfeld zu integrieren, indem sie die landwirtschaftliche Produktion wiederaufbauten, hat in der Folge zur Entstehung der ersten CSAs geführt (Adam 2006: 1f.).

Die Autorin Robyn Van En, die selbst eine CSA-Pionierin in New England war, berichtet in „*Sharing the Harvest*“ (2007) von ihren eigenen Erfahrungen mit den Anfängen der Bewegung in den 1980er Jahren. Ein Bekannter, Jan Vandertuin, habe nach seiner Rückkehr von einem Aufenthalt in der Schweiz von seinen Erfahrungen dort in der Landwirtschaft berichtet. Einige Bauern und Bäuerinnen hätten ihre Kund*innen gebeten, zum Zweck der Risikoabsicherung einen Teil der jährlichen Produktionsausgaben zu übernehmen, um im Gegenzug wöchentlich einen Anteil der Ernte zu erhalten. In Anlehnung an dieses System stellten Robyn Van En und Jan Vandertuin mit weiteren Bekannten im Jahr 1985 in ihrer Umgebung ihr Konzept „*share the cost to share the harvest*“ vor. Die ersten CSA-Höfe in den USA wurden im folgenden Jahr gegründet: Trauger Groh, der das CSA-Konzept maßgeblich mitformte, gründete in New Hampshire die *Temple-Wilton Community Farm*, Robyn Van En selbst die *Indian Line Farm* in Massachusetts (Henderson und Van En 2007: xv, Adam 2006: 1). Der Name *Community Supported Agriculture* wurde ausgewählt, um in möglichst wenigen Worten deutlich zu machen, worum es sich handelt. Nach einem bescheidenen Start gewann das Projekt an Zuspruch und andere Bauern und Bäuerinnen wurden gesucht, die bereit waren, es weiter zu verbreiten und an einem entsprechenden Bildungsprogramm mitzuarbeiten. Das Konzept begann, sich über den

Kontinent auszubreiten. Im Jahr 2007 gab es Schätzungen zufolge bereits ca. 1700 verschiedene CSA-Projekte in den USA mit rund 100.000 Mitgliedern (Henderson und Van En 2007: xv, 7f.).

6.2.3 CSA, AMAP und Solidarische Landwirtschaft in Europa

In der Schweiz wird das Konzept als „Vertragslandwirtschaft“ bezeichnet. Hier existiert beispielsweise seit 1978 die Kooperative *Jardins de Cocagne* in der Nähe von Genf. Zunächst aus einer Gruppe von 30 Personen entstanden, die gemeinsam mit einem Gärtner eine Kooperative zum Gemüseanbau gründeten, versorgen die „Schlaraffengärten“ mittlerweile etwa 380 Mitgliederhaushalte (ca. 800-1000 Personen) (URL 2). In Deutschland existiert in Fuhlenhagen bei Hamburg seit den 1950er Jahren der Buschberghof, der, inspiriert von den Lehren Rudolf Steiners, seine Wirtschaftsweise im Jahr 1954 auf biologisch-dynamische Landwirtschaft umstellte und damit zu einem der ersten Demeter-Höfe in Deutschland wurde. 1968 wurde eine gemeinnützige Landbauforschungsgesellschaft gegründet und entsprechend dem Wunsch von Kund*innen, mehr in das Betriebsgeschehen eingebunden zu werden, erarbeitete man einen Entwurf für landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaften, der 1981 umgesetzt werden konnte. Seit 1988 besteht die Wirtschaftsgemeinschaft Buschberghof, die sich als ein Projekt solidarischer Landwirtschaft versteht und Vorreiter für die Gründung vieler weiterer solcher Initiativen in Deutschland war (URL 3). Als französisches Äquivalent der CSA oder solidarischen Landwirtschaft werden AMAPs betrachtet - *associations de maintien de l'agriculture paysanne* (Lagane 2011: 2), die durch diese Namensgebung den Erhalt kleinbäuerlicher Strukturen in der Landwirtschaft betonen.

Im deutschsprachigen Raum werden die Begriffe „solidarische Landwirtschaft“ und „CSA“ meist synonym verwendet. Daneben spricht man auch von „Gemeinsamer Landwirtschaft“ (Gela). Die Gela Ochsenherz, die in dieser Arbeit als Fallbeispiel für CSA in Österreich vorgestellt wird, beschreibt sich als erstes österreichisches Projekt gemeinsamer Landwirtschaft. Sie entstand 2010/11 in Gänserndorf in der Nähe von Wien, unter anderem inspiriert und unterstützt durch den Buschberghof in Deutschland (URL 4; Interview 4). Weitere Initiativen folgten und mittlerweile gibt es auch in ganz Österreich diverse Projekte solidarischer Landwirtschaft.

6.3 Ein Fallbeispiel: Gela Ochsenherz in Gänserndorf, Niederösterreich

Mit der Gela Ochsenherz entstand in den Jahren 2010 und 2011 die erste österreichische CSA. Den Gärtnerhof Ochsenherz hatte Peter Laßnig im Jahr 2002 gegründet. Der Biologe hatte bereits während seines Studiums ein Interesse für Artenvielfalt und für die Möglichkeiten der Pflanzenzüchtung entwickelt. Bei einem Kurs von Demeter-Züchtern hatte er Feuer gefangen für eine andere Art, mit diesem Thema umzugehen – abseits der Labor-Methoden. Nach seiner Mitarbeit beim Biohof ADAMAH entschloss er sich, selbst einen Hof zu gründen, auf dem er sein Interesse an Züchtung und Sortenentwicklung mit dem Anbau von Gemüse verbinden konnte. Mit der Hilfe von Freunden wurde ein kleiner Betrieb in Gänserndorf aufgebaut, der zunächst nur für die Versorgung der Siedlung vor Ort geplant war. Bald kamen jedoch regelmäßige Fahrten zum Naschmarkt in Wien dazu, und mit dem Wachsen des Direktvermarktungsbetriebs geriet die zeitlich und finanziell aufwendige Saatgutvermehrung zunächst in den Hintergrund. Aufgrund der hohen Nachfrage nach seinem Gemüse verkaufte der Gärtnerhof Ochsenherz bald sowohl am Naschmarkt als auch am Karmelitermarkt und in Gänserndorf selbst. Trotz allem reichte die Finanzierung nicht aus, da mit den Einnahmen auch neue Ausgaben dazukamen, weil mit der Produktionserweiterung neue Mitarbeiter*innen eingestellt und bezahlt werden mussten. Bald war eine Entscheidung fällig, um das wirtschaftliche Überleben des Hofes zu sichern: Entweder musste der Hof effizienter werden und sich auf weniger Sorten spezialisieren, oder es musste eine neue Möglichkeit gefunden werden, die arbeitsintensive Wirtschaftsweise und die große Vielfalt des Gemüseangebots beizubehalten. Man entschied sich für Letzteres, um die Selbstbestimmung über die eigene Arbeit und die gewünschte Form der Landwirtschaft zu behalten (Interview 4; Tagungsprotokoll 2; URL 5).

Die wichtigsten Beweggründe, die Betriebsstrukturen umzustellen, waren somit neben dem Überleben des Hofes auch solche idealistischer Art. Der Markt, so Peter Laßnig, dränge einen dazu, die profitablen Sorten auszuwählen und sich auf deren Anbau in größeren Mengen zu konzentrieren, während alle anderen Sorten zwangsläufig verschwänden. Eine solche Einschränkung hätte jedoch nicht in das Selbstverständnis als Versorger einer Gruppe von Stammkund*innen gepasst, denen eine möglichst große Vielfalt an Gemüse geboten werden soll. Anstatt einen Bruch zu machen und sich auf den Anbau lukrativer Sorten zu beschränken, wollte

man sich ein Umfeld suchen, in dem so weiter produziert werden konnte wie bisher (Interview 4; URL 5).

So kam der CSA-Gedanke ins Spiel, den man bereits zuvor aus anderen Kontexten kennengelernt hatte. Im Jahr 2007, nach einer Amerika-Reise von Lilli Henzl, der Partnerin des Hofleiters, fingen die beiden an, sich mehr mit dem Thema zu beschäftigen. Lilli hatte in den USA auf verschiedenen CSA-Betrieben freiwillig mitgearbeitet und brachte das Konzept mit an den Gärtnerhof in Gänserndorf, woraufhin der eigene Umstieg eingeleitet wurde. Der Umstellungsprozess, der mit Unterstützung des Buschberghofs in Deutschland sowie einer Gruppe interessierter Marktkund*innen eingeleitet wurde, dauerte zwei bis drei Jahre. 2008 wurden neben dem Marktverkauf bereits die ersten 20 vorfinanzierten Gemüseboxen angeboten und ein *Volunteers-Day* eingerichtet, bei dem wöchentlich Interessierte am Hof unentgeltlich mitarbeiten konnten. Im Jahr darauf begann die Ausarbeitung eines Konzepts für die Voll-CSA durch eine Arbeitsgruppe aus Konsument*innen und Produzent*innen, die sich ein Jahr lang regelmäßig traf. Im der Saison 2011 konnte die komplette Umstellung auf eine Produktion allein für die Ernteteiler*innen und ohne zusätzlichen Vertrieb stattfinden. Damit war der erste CSA-Betrieb Österreichs entstanden (Interview 4; Tagungsprotokoll 2; URL 5). Heute ist die Gela Ochsenherz als „Verein zur Förderung solidarischer Landwirtschaft“ organisiert, der eine dauerhafte Partnerschaft mit dem Gärtnerhof eingegangen ist und über ein Gremium, Rechnungsprüfer*innen und ein Schiedsgericht verfügt sowie eine jährliche Vollversammlung einberuft. Der Verein, in dem unter anderem alle Ernteteiler*innen als Mitglieder vertreten sind, ist auch für die Organisation von Informationsveranstaltungen und weiteren Aktivitäten zuständig. Die Mitglieder werden dazu aufgefordert, sich aktiv am Betriebsgeschehen zu beteiligen (URL 6).

Das CSA-Prinzip selbst funktioniert in den meisten Fällen folgendermaßen: Die Mitglieder auf der Konsument*innenseite, die meist Ernteteiler*innen genannt werden, zahlen monatlich oder jährlich im Voraus einen bestimmten Betrag, mit dem die Ausgaben des Hofes so weit wie möglich abgedeckt werden sollen. Im Gegenzug erhalten sie einen Anteil der Ernte, die unter allen Ernteteiler*innen gleichmäßig aufgeteilt wird. Am Gärtnerhof Ochsenherz gibt es verschiedene Möglichkeiten, einen Ernteanteil zu beziehen. Zum einen wird die „freie Entnahme“ angeboten, bei der wöchentlich Produkte am Naschmarkt abgeholt werden können, wobei die Menge sich nur nach ungefähren Vorgaben und nach den Bedürfnissen der einzelnen Erntetei-

ler*innen richten soll. Wer seinen Anteil abgeholt hat, trägt sich in eine Liste ein. Die Marktbetreuung wird teilweise auch von Ernteteiler*innen selbst übernommen. Mehrere Mitarbeiter*innen berichten, am Anfang habe kaum jemand geglaubt, dass dieses System funktionieren werde. Viele der Beteiligten gingen davon aus, dass jeder nur auf seinen eigenen Vorteil schauen würde ohne die Bedürfnisse der anderen zu berücksichtigen. Mittlerweile funktioniert die freie Entnahme aber sehr gut und sie ist bei den Ernteteiler*innen besonders beliebt (Interviews 1 und 4; Versammlungsprotokoll). Eine Ausnahme gab es jedoch: Bis noch im März diesen Jahres gab es neben dem Naschmarkt und der Ab-Hof-Entnahme noch einen weiteren Standort. In den Lagerräumen einer Food Coop in Wien konnte ebenfalls Gemüse zur freien Entnahme abgeholt werden. Hier jedoch habe es immer wieder Beschwerden gegeben, dass am Ende des Tages nur ein paar Erdäpfel und Zwiebeln übrig blieben, da sich die ersten Abholer*innen zu viel von den anderen Produkten genommen hatten. Grund hierfür ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die fehlende soziale Kontrolle. Während am Naschmarkt und am Hof fast immer Hof-Mitarbeiter*innen oder Gela-Mitglieder als Ansprechpartner*innen anwesend sind, war die Abholung in den Food Coop-Räumen ohne Aufsicht möglich. Aufgrund dieser Probleme wurde der Standort mittlerweile aufgelassen. Das Gemüse kann stattdessen auch am Naschmarkt abgeholt werden (Interviews 1 und 3). Ein solcher Anteil mit freier Entnahme wird ganzjährig bezogen, wogegen die Anteilsboxen, die eine die zweite Verteilungsform darstellen, nur in der Saison von Mai bis Oktober wöchentlich ausgeliefert werden – also 26 Mal im Jahr – und damit nur einen halben Ernteanteil bilden. Die fertig gepackten Boxen können an sechs verschiedenen Orten in Wien sowie in Gänserndorf direkt am Hof abgeholt werden (URL 4).

Solche Projekte können momentan durchaus noch als ein Elitenphänomen betrachtet werden: Die Beiträge, die monatlich oder halbjährlich gezahlt werden, übersteigen meist das, was sich finanziell Schwächere leisten können (oder wollen). Um dies zumindest ein Stück weit zu ändern, bietet der Gärtnerhof Ochsenherz an, die Beitragszahlungen bis zu einem gewissen Grad flexibel zu gestalten: Der Richtwert beträgt etwa 100 Euro pro Monat. Es besteht jedoch die Möglichkeit, erheblich weniger zu zahlen, wenn es die finanzielle Lage der Ernteteiler*innen nicht zulässt. Dies soll wiederum dadurch ausgeglichen werden, dass andere Mitglieder mehr zahlen, weil sie dadurch einen Beitrag zur sozialen Gerechtigkeit dieses Systems leisten wollen und es vermögen. Ein Ochsenherz-Mitarbeiter berichtet im Interview, dass das System relativ gut funktioniert und beide Varianten von Ernteteiler*innen in Anspruch genommen werden

(Interview 3). Zum anderen bieten manche CSAs an, einen Teil ihres Beitrags durch gelegentliche Mitarbeit am Hof zu ersetzen (URL 4 und 7).

Ein Ergebnis dieser Kooperation ist vor allem die kollektive Absicherung für die Produzent*innen, da nicht nur Ernteerfolge, sondern auch das Risiko von Ernteaufschlägen unter allen Beteiligten gleichmäßig verteilt wird und somit nicht allein von den Höfen getragen wird. Die Ziele der Projekte gehen jedoch weit über die Risikoabsicherung hinaus. Vielmehr haben die CSAs den Anspruch, konventionelle Marktstrukturen zu umgehen und dadurch einen Beitrag zur Überwindung sozialer und ökologischer Probleme zu leisten, die sich aus ihnen ergeben (Henderson und Van En 2007: 3ff.; Hayden und Buck 2012: 333).

6.4 Grenzen und Handlungsspielräume von CSA

Was aber sind die emanzipatorischen Ziele des CSA-Modells? Es wird untersucht, inwiefern sie bereits umgesetzt werden konnten und wo sich für die Umsetzung weiterer Ziele Grenzen und Potenziale ergeben. Ein einzelner Hof kann nicht repräsentativ für alle CSA-Projekte in Österreich sein, geschweige denn für alle Formen von CSA im Allgemeinen. Da sich viele Probleme jedoch aus den größeren politisch-ökonomischen Strukturen ergeben, in die auch Formen solidarischen Wirtschaftens eingebettet sind, betreffen sie in mehr oder weniger großem Ausmaß alle Initiativen.

Ziel dieser Arbeit ist es, strukturelle Zwänge aufzuzeigen und gleichzeitig in der praktischen Arbeit der CSA nach Wegen zu suchen, mit deren Hilfe diese Zwänge potenziell überwunden werden könnten. Exemplarisch kann am Hof Ochsenherz aufgezeigt werden, welche Aspekte des CSA-Modells (noch) Schwierigkeiten bereiten, wo ihrer Funktionsweise von außen Grenzen gesetzt sind und wo Handlungspotenzial besteht.

Die Idee der Wertschätzung durchdringt das gesamte CSA-Konzept auf verschiedenen Ebenen: Im Gegensatz zu einer Produktionsweise, in der Beziehungen zwischen Menschen untereinander und zwischen Mensch und Natur einer Marktlogik unterworfen sind, sollen durch einen Rückgewinn an Nähe diese Beziehungen abseits von Kosten-Nutzen-Rechnungen einen neuen

Wert erhalten. Dieses Ziel repräsentiert die Lebenseinstellung der CSA-Mitglieder, die sich weniger explizit als „Systemkritik“ ausdrückt, sondern als der Versuch, eine ganzheitlich „verträglichere“ (Interview 4) Wirtschaftsweise zu praktizieren und zu leben.

Zwar ist der Aspekt der Selbstbestimmung von jenem der Wertschätzung nicht zu trennen, er repräsentiert jedoch stärker die theoretische Beschäftigung mit marktwirtschaftlichen Verhältnissen und formuliert eine explizite Kritik an der kapitalistischen Produktionsweise, die in der eigenen alltäglichen Praxis umgesetzt wird.

Beide Aspekte tragen dazu bei, einer wachsenden Entfremdung auf verschiedenen Ebenen entgegenzuwirken: der Entfremdung von der Interaktion mit anderen Menschen sowie von der Natur sowie der Entfremdung von der Möglichkeit unabhängiger Selbstversorgung, die durch die Etablierung von Produktionsumwegen stattfindet (Tagungsprotokoll 1).

6.4.1 Interaktion gegen Entfremdung

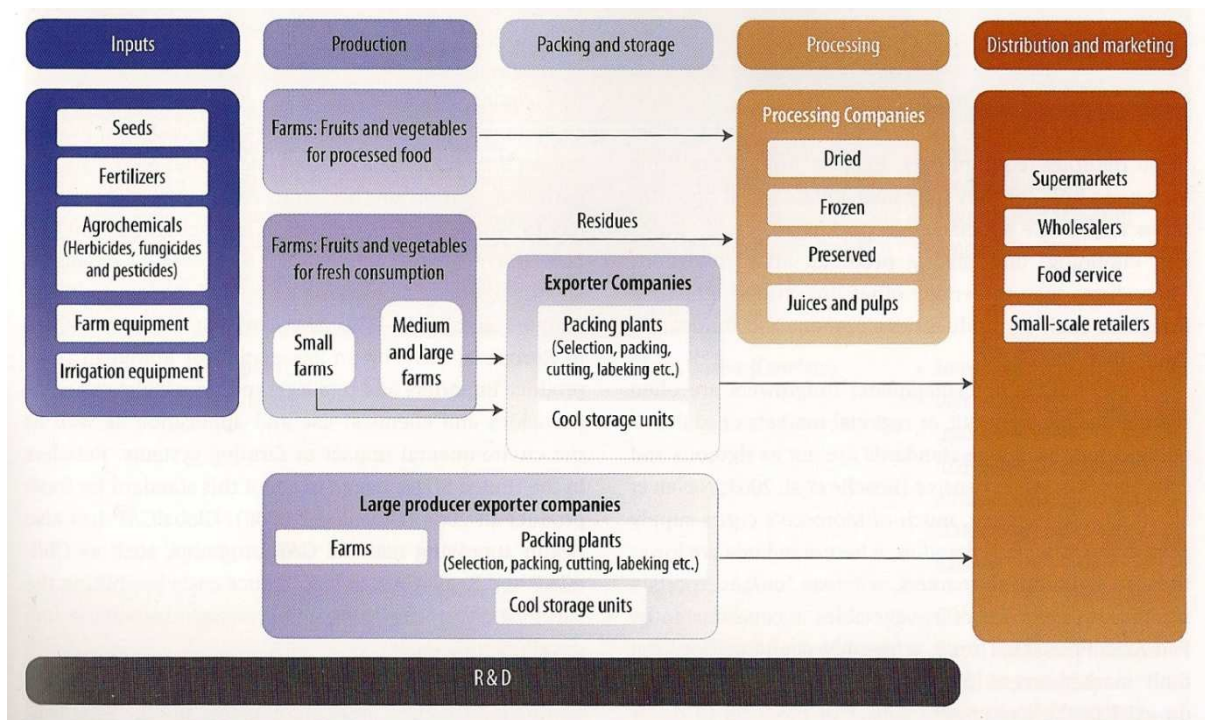
Die Organisationsform von CSA, die auf direkter Interaktion zwischen der Produktions- und Konsumseite des Wirtschaftens oder gar auf einer Verschmelzung der beiden basiert, richtet sich explizit gegen bestehende Verhältnisse im neoliberal geprägten *food regime*. Das heißt, der aktuellen Art und Weise, wie Lebensmittel produziert und konsumiert werden. Die Entwicklung moderner Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg brachte nicht nur ökologische Probleme wie die zunehmende Schadstoffbelastung von Böden und Wasser mit sich – verursacht durch die neuen, ressourcenintensive Anbaumethoden im Zuge der Grünen Revolution – sondern auch diverse sozio-ökonomische Probleme. Karl-Michael Brunner sieht die Ursache vor allem in immer länger werdenden Produktionsketten und in einer ungleichen Machtkonzentration in den verschiedenen Segmenten. Durch den steigenden Verarbeitungsgrad der Lebensmittel wandert ein Großteil der Gewinne in die verarbeitenden Industrien und den Handel. „[F]ür viele Bauern und Bäuerinnen ist dieser Prozess aber Existenz gefährdend und führt zu Hofaufgaben. Die Lebensmittelindustrie und der Handel gewinnen zunehmend Marktmacht auf Kosten der Landwirtschaft“ (Brunner 2007: 8).

So entsteht eine Verlagerung der Wertschöpfung von der Produktion zum Handel. Großstrukturen im Lebensmittelhandel wiederum machen es auf Grund sehr hoher Einstiegsschwellen

für neue Produkte kleinerer Anbieter besonders schwer, da längst nicht alle Produzent*innen die standardisierte Produktqualität einhalten können (Brunner 2007: 8).

Der wichtigste Faktor für die Entstehung solcher langen Produktions- und Wertschöpfungsketten waren und sind billige Arbeitskräfte sowie insgesamt kostengünstigere Produktionsmöglichkeiten in der Peripherie. Im Zuge von Handelsliberalisierungen und der Öffnung nach außen vieler Wirtschaften in Ländern des Südens wurde es für große Unternehmen möglich, viele Schritte der Produktion in diese Länder zu verlegen, um Kosten einzusparen und die Produktion auszuweiten. So legen heute viele Produkte des täglichen Gebrauchs bis zum Vertrieb einen langen Weg zurück (Plank und Staritz 2009: 4f.).

Die Grafik (s.u.), die vereinfacht die globale Wertschöpfungskette für Obst und Gemüse darstellt, kann verdeutlichen, wie mittels (internationaler) Arbeitsteilung das Problem der ungleichen Wertschöpfung entstehen kann. Denn die vielen Schritte, die Agrarprodukte meist auf dem Weg von Produzent*innen zu Konsument*innen zurücklegen, bedeuten nicht nur, dass die Produkte längst nicht mehr wirklich frisch sind, wenn sie eingekauft werden. Ferner bleibt in vielen Fällen von dem im Supermarkt gezahlten Preis neben Transport-, Lagerungs-, Weiterverarbeitungs- und Vermarktungskosten für die eigentlichen Produzentinnen und Produzenten nicht viel übrig, so dass diese ihre Erzeugnisse in manchen Fällen sogar unter den Produktionskosten verkaufen müssen. Produktionsbedingungen, Zusammensetzung und Preisbildung der im Supermarkt verkauften Produkte bleiben jedoch für die meisten Kundinnen und Kunden abstrakt (z.B. Kaller-Dietrich 2010; Vogt 2010).



Fruits and Vegetables Global Value Chain, aus: STARITZ, Cornelia und Jose Guilherme REIS (2013): *Global Value Chains, Economic Upgrading, and Gender. Case Studies of the Horticulture, Tourism and Call Center Industries*. The World Bank, International Trade Department, Gender Development Unit. 15.

Initiativen der Direktvermarktung sollen dies verhindern, indem die Schritte zwischen Produktion und Konsum wegfallen. So etwa beim Einkauf auf einem Bauernmarkt oder über Direktvermarktungskooperativen (beispielsweise sogenannte Food Coops). Gill Seyfang sieht in der Herstellung einer größtmöglichen Nähe zwischen Bauern und Bäuerinnen und ihren Abnehmer*innen auch den Vorteil, dass hierdurch Feedbackmechanismen entstehen. Möglicherweise auftretende Unklarheiten oder Probleme können so direkt und ohne Vermittlung zwischen den Beteiligten kommuniziert und bearbeitet werden. Durch ein solches System, so die Autorin, werde außerdem die Geldzirkulation innerhalb einer Region gefördert, wodurch lokale Märkte gegen externe Einflüsse gestärkt werden könnten. Viele Bauern und Bäuerinnen, die ihre Produkte heute in irgendeiner Form direkt vermarkten, hätten diese zuvor an Supermärkte verkauft. Durch die Abhängigkeit von einem oder wenigen Großabnehmern litten sie jedoch häufig unter Preissenkungen, unsicheren Verkäufen, später Bezahlung sowie einer hohen Abfallrate aufgrund starker ästhetischer Standardisierung (Seyfang 2006: 4ff.). Die Regionalisierung der Lebensmittelvermarktung wird somit als Möglichkeit betrachtet, eine Dezentralisie-

rung agrarpolitischer Kontrollmechanismen zu erreichen und so dem Aufbrechen von Monopolen in der Produktion den Weg zu ebnen und kleineren Produzent*innen wieder mehr Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Die direkte Interaktion zwischen Produzent*innen und Konsument*innen, die in CSA-Systemen gegenüber Formen der Direktvermarktung noch um ein Vielfaches verstärkt wird, fördert auch die Wertschätzung der Lebensmittel-Bezieher*innen der von ihnen konsumierten Produkte. Teilweise geschieht dies über ein persönliches Erfahren der Arbeit, die hinter deren Herstellung steckt. Wem es wichtig ist, die Ernteteiler*innen in den Anbauprozess mit einzubeziehen, ihnen die Herkunft und den Umgang mit Nahrungsmitteln näherzubringen, der wird versuchen, die Konsument*innen auf dem Hof mitarbeiten zu lassen (Henderson und Van En 2007: 99). Hierfür können bei vielen Höfen etwa die einmal im Monat oder einmal in der Woche angebotenen freiwilligen Mitarbeitstage genutzt werden – zumindest während der Saison. Hier haben alle Interessierten die Möglichkeit, die Arbeit auf dem Hof kennenzulernen und sich mit den Mitarbeiter*innen auszutauschen – dies gilt meist auch für Personen, die keine Ernteteiler*innen sind und sich lediglich für das CSA-Modell interessieren bzw. gern auf dem Land arbeiten (URL 4 und 7).

Ein wichtiges Ziel dieser Einbindung von Ernteteiler*innen in die landwirtschaftliche Arbeit ist, ihnen ein tieferes Verständnis des CSA-Konzepts zu ermöglichen und eine höhere Wertschätzung für die Nahrungsmittel zu erzielen. Denn, so eine Ernteteilerin des Gärtnerhof Ochsenherz, wer einmal auf dem Feld mitgearbeitet habe, verstehe, wie viel Arbeit und Wissen hinter den Produkten stecke, und dass es nicht selbstverständlich ist, dass jedes Produkt zu jeder Zeit verfügbar ist (URL 5). So ergibt sich auch die Möglichkeit, den Ernteteilerinnen einen der zentralen Gedanken von *Community Supported Agriculture* besser zu vermitteln, der, so Peter Laßnig im Interview, vielleicht noch stärker in den Köpfen der Menschen ankommen müsse. Denn es gehe überwiegend auch um das Teilen finanzieller Risiken im Fall von Ernteengpässen oder –ausfällen. Zwar wird dieses Ziel im Öffentlichkeitsauftritt der meisten CSAs explizit angegeben, dennoch ist der Hofleiter besorgt, dass man – sollte es tatsächlich einmal zu größeren Ausfällen kommen – eventuell mit Beschwerden oder Unzufriedenheit von Seiten der Ernteteiler*innen rechnen müsse. Das sei an seinem Hof bisher noch nicht der Fall gewesen, könne aber durchaus vorkommen – weshalb dieser CSA-Grundgedanke im Bewusstsein aller Beteiligten präsent sein sollte (Interview 4).

Gerade deshalb wird von den meisten Mitarbeiter*innen am Hof eine noch stärkere Zusammenarbeit mit den Ernteteiler*innen gewünscht, wie aus diversen Interviews und Gesprächen hervorging. Vor allem eine stärkere Wahrnehmung der Mitarbeitstage für Gela-Mitglieder wird angestrebt (Interview 2 und Interview 4). Die Vision einer Mitarbeiterin ist, „dass die Produzentinnen und Konsumentinnen noch viel näher zusammenrutschen und jeder, der das unterstützt, nicht nur einfach hingehet und sein Gemüse abholt, fix und fertig, sondern den Hof auch als seinen (...) Zweitwohnsitz sieht“ (Interview 1). Sie finde es wünschenswert, wenn die „Gelas“, die überwiegend aus der Stadt kämen, die Möglichkeit nutzen würden, sich mehr mit der Natur zu verbinden – die Hände in die Erde zu stecken, Früchte zu ernten und direkt vom Strauch zu naschen oder einfach ihre Hängematte auf dem Hof aufzuspannen (Interview 1).

Das Motiv des „Hände in die Erde Steckens“ taucht häufig in der Literatur auf, die sich mit Themen des gemeinsamen Landwirtschaftens beschäftigt (etwa Vogt 2010; Henderson und Van En 2007). Es geht um die Wiederannäherung an die Natur, von der die Menschen in den „modernen Industriestaaten“ zunehmend entfremdet wurden. Das Erforschen der Erde als Substrat, in dem unsere Lebensmittel wachsen und gedeihen und somit als Lebensgrundlage, ist längst nicht mehr für alle Menschen selbstverständlich. Mittlerweile scheint es fast normal zu sein, sich vor Schmutz und Erde zu ekeln und stattdessen verstärkt auf Sauberkeit und Hygienestandards zu achten, gerade was Lebensmittel betrifft. Andrew Szasz Konzept von „invertierter Quarantäne“ entsprechend, bei dem die natürliche Umwelt als kontaminiert wahrgenommen wird (Szasz 2007: 4f.), scheint es vielen Menschen lieber zu sein, fertig portionierte, aufwendig in Plastik verpackte und somit „sichere“ Lebensmittel zu kaufen, anstatt durch Reste von Erde oder Blättern an deren natürliche Herkunft erinnert zu werden.

Zwar findet eine Entfremdung von natürlichen Lebensmitteln durch Verarbeitung bereits seit Tausenden von Jahren statt, indem sie durch Kochen, Backen, Fermentieren, Trocknen etc. genießbar und haltbar gemacht oder einfach attraktiv präsentiert wurden. Sonja Stummerer und Martin Hablesreiter beschreiben die fortschreitende Veränderung und Verarbeitung von Lebensmitteln als Symbol für kulturellen und evolutionären Fortschritt, ohne den unser Speiseplan wohl sehr kärglich aussähe (Hablesreiter und Stummerer 2010: 79). Während jedoch früher alle Schritte der Produktion und der Verarbeitung von einer Person oder einem Haushalt ausgeführt wurden, werden Lebensmittel heute oft zubereitet, portioniert und verpackt verkauft.

Ein Motiv für die heutige Bedeutung der Formgebung von Lebensmitteln sehen Stummerer und Hablesreiter in der Unterbindung von Assoziationen. Gerade die bewusste Entfremdung von Nahrungsmitteln könne ein Erfolgsfaktor für „*Food Design*“ und ein Grund für die hohen Verkaufszahlen mancher Produkte sein. Dies ist nicht nur bei tierischen Produkten der Fall, bei denen der Verkauf in vorportionierten und abgepackten Stücken den angenehmen Nebeneffekt hat, dass wir vergessen, dass es sich hierbei einmal um ein kleines Schweinchen oder ein Kalb gehandelt hat. Auch bei Gemüse kommt es vor, dass die im Supermarkt verkauften Pflanzenteile durch nichts darauf schließen lassen, wie die Pflanze, der sie entsprungen sind, eigentlich aussieht (Hablesreiter und Stummerer 2010: 79-83).

Diese zivilisatorische Leistung, die uns die Beschaffung und Zubereitung von Lebensmitteln deutlich erleichtert, trägt jedoch auch dazu bei, dass wir in unserer Lebensführung immer stärker von anderen, vor allem von Expert*innen abhängig sind. Wenn wir selbst nicht mehr wissen, welche Pflanzen genießbar sind und welche nicht, welche Teile von ihr gegessen werden können und wie man diese zubereitet, müssen wir uns auf diejenigen Personen und Institutionen verlassen, die unsere Nahrungsmittel organisieren und auch die volle Kontrolle über das Angebot innehaben. Das Ziel der stärkeren Wertschätzung landwirtschaftlicher Produkte und ihres Entstehungsprozesses schließt somit immer auch das Ziel ein, einer fortschreitenden Entfremdung und damit Fremdbestimmung entgegenzuwirken.

6.4.2 Vermeidung von Überproduktion und Abfällen

Ähnlich verhält es sich mit der Beziehung zwischen Menschen und ihrer natürlichen Umgebung, die durch CSA-Modelle eine neue Wertschätzung erfahren soll. Die Natur soll nicht lediglich als Produktionsmittel oder Ressource betrachtet werden, und ihr Schutz soll nicht davon abhängen, dass man ihr einen Geldwert beimessen kann.

Zu den ökologischen Zielen von CSA gehört die Vermeidung einer Überproduktion und damit von Abfällen. Sie ist auch ein weiterer häufig genannter Vorteil des CSA-Systems gegenüber der üblichen Vermarktung von Lebensmitteln – auch gegenüber Formen der Direktvermarktung. Während der Gärtnerhof Ochsenherz vor der Umstellung auf CSA für den Markt produzierte und somit von allen Lebensmitteln so viel verkauft wurde, wie möglich war und nachgefragt

wurde, wird nun für einen festgelegten Konsument*innenkreis produziert und wöchentlich eine Menge geerntet, die den Ernteanteilen entspricht. So bleibt am Stand meist kaum etwas übrig, nachdem die Ernteteiler*innen ihre Anteile abgeholt haben (Interviews 1 und 3).

Dies ist unter anderem auch möglich wegen der variierenden Größe der nicht-standardisierten Produkte, die zur freien Entnahme angeboten werden. Lagerware muss vor dem Markttag oft noch zurechtgeschnitten und geputzt werden, wobei kleine Stücke entstehen. Jede/r nimmt sich also nur die Menge, die er oder sie voraussichtlich in der nächsten Woche benötigen wird. Laut Aussagen der Mitarbeiter*innen funktioniert dieses System sehr gut, da von den jeweils angebotenen Produkten manche Menschen weniger benötigen und manche mehr. Dieses Prinzip steht im genauen Gegensatz zu Formen der Lebensmittelverteilung über den Supermarkt. Hier werden meist nicht nur standardisierte Produkte einheitlicher Größe angeboten, sondern (vor allem bei Discountern) auch Großpackungen, die im Vergleich günstiger sind. Unter anderem durch diese Verkaufsstrategie kommen die Berge an Abfall zustande, die allein durch das Wegwerfen von Lebensmitteln jährlich nicht nur in Österreich entstehen (Pladerer 2010: 135). Abfallanalysen hierzulande zeigen, dass beispielsweise in bestimmten Teilen Wiens der Anteil noch originalverpackter Lebensmittel am gesamten Restmüll ca. 12 Prozent beträgt, der Anteil an Speiseresten oder Zubereitungsresten an der Müllmasse sogar 15 Prozent. Hierdurch entstehen pro Kopf bis zu 40 Kilogramm Müll im Jahr, der allein aus Lebensmitteln besteht, die teilweise noch zum Verzehr geeignet gewesen wären. In anderen (europäischen Ländern) ist die Situation ähnlich: Brit*innen produzieren pro Jahr und Person etwa 70 Kilogramm an (vermeidbaren) Lebensmittelabfällen. Von der Verschwendung energie- und ressourcenaufwendig produzierter, transportierter und gelagerter Lebensmittel ganz abgesehen, entsteht dabei auch viel Verpackungsmüll (Pladerer 2010: 134, 138f.). Durch vorgeschriebene Standardisierungen für den Einzelhandel und die wachsende Notwendigkeit von Lager- und Transportfähigkeit der Lebensmittel wird indirekt die Produktion von Lebensmittel- und Verpackungsabfällen durch gesetzliche Vorschriften gefördert.

Als Lösung für ein Verteilungsproblem, aufgrund dessen neben einer zunehmenden Lebensmittelverschwendung allein in Österreich über eine Million Menschen existieren, die unter der Armutsgrenze leben und keinen geregelten Zugang zu ausreichenden und guten Nahrungsmitteln haben, wird häufig eine Umverteilung von nicht verkäuflichen Lebensmitteln an Bedürftige pro-

pagiert. So werden über Tafel-Projekte unter anderem Lebensmittel verteilt, die vom Einzelhandel für den Verkauf bestimmt waren, bei denen jedoch wegen winziger Mängel oder Normabweichungen an einem kleinen Teil der Ware gleich ganze Paletten entsorgt werden (Sedlak 2010: 180). Laut Joschi Sedlak „ist unser Zugang zu Nahrung immer auch politisch gesteuert und beeinflusst. Durch Agrar- und Ernährungspolitik werden bestimmte Lebensmittel leichter zur Verfügung gestellt als andere, Ernährungsnormen mit erschaffen und Vor-Bedingungen für Armut und Reichtum gelegt“ (Sedlak 2010: 177).

6.4.3 Wissen und Vertrauen

Eine zunehmende Entfremdung von der natürlichen Umwelt äußert sich neben einer Gewöhnung an vereinheitlichte, „perfekte“ Lebensmittel aus dem Supermarkt auch in einem allgemeineren Verlust von Wissen über Pflanzenarten und –sorten, deren Aussehen und Wachstumszyklen. Dies ist nicht verwunderlich, besteht doch bei vielen Menschen neben zeitaufwendiger Lohnarbeit kaum die Möglichkeit, sich mit solchem Wissen zu beschäftigen, wie auch die Gela-Mitglieder immer wieder in Gesprächen betonen. Manche versuchen jedoch trotzdem dies zu ändern, indem sie an arbeitsfreien Tagen oder in den Ferien am Hof mithelfen. Immer wieder wird in Gesprächen die Freude und Verwunderung darüber deutlich, wie viel man an einem Tag der Feldarbeit dazulernen kann.

Eine beispielhafte Situation: Auf die Frage eines Erntehelfers, ob die Senfkohl-Blüten tatsächlich mitgeerntet werden und mit den Blättern in einen Bund wandern sollen, erklärt ein Mitarbeiter des Hofes, man traue den Ernteteiler*innen bei Ochsenherz schon einiges zu, indem man sie selbst entscheiden lasse, ob sie die Blüte mitessen oder nicht. Dieser eher ironische Kommentar ist eigentlich banal. Er zeigt jedoch, dass es heute durchaus nicht selbstverständlich ist, dass Konsument*innen eine bewusste Entscheidung darüber, was für sie „gutes Essen“ bedeutet, zugetraut wird. Produkte im Supermarkt entsprechen strengen, in EU-Normen festgelegten Standards, was Hygiene und Aussehen betrifft (Sedlak 2010: 178), und die Produktpalette bei Gemüse aus lokalem Anbau ist verschwindend gering, während zu jeder Jahreszeit allerhand Gemüse und Obst aus weit entfernten Teilen der Welt erhältlich ist. Gütesiegel und besondere

Kennzeichnung sowie die Aufmachung der Verpackung sollen den Kund*innen vermitteln, welche Lebensmittel gesund sind, ökologisch oder sozial nachhaltig (Kaller-Dietrich 2010: 106).

Walpurga Weiss berichtet von Studien, die die Assoziationen von Konsument*innen mit bestimmten Gütesiegeln untersuchen sollten. Hier ging es unter anderem um das AMA-Gütesiegel (Agrarmarkt Austria), das bestimmte Produkte aus österreichischer Herkunft kennzeichnet, bei dem es sich jedoch nicht um ein Bio-Siegel handelt. In repräsentativen Umfragen hätten 70 Prozent der Befragten das Siegel fälschlicherweise mit artgerechter Tierhaltung und einem Verbot von Massentierhaltung in Verbindung gebracht, und über zwei Drittel glaubten, es handele sich um Produkte aus biologischem Anbau (Weiss 2007: 192). Dieses Ergebnis sei nicht zuletzt der Art der Produktwerbung verschuldet: „Das langjährige konsequente Marketing mit Bildern von grünen Wiesen, (...) Rindern in Mutterkuhhaltung und sich in Stroh wälzenden Schweinen vermittelt eine vermeintliche Nähe zu einer klein strukturierten, handwerklichen und naturnahen Landwirtschaft (...)“ (Weiss 2007: 192).

Die Manipulation und Informationsüberflutung, die bei Supermarktkund*innen zu Verwirrung führt, kritisiert auch eine Ochsenherz-Mitarbeiterin explizit. Sie habe sich bereits in ihrer Schulzeit alternative Wege der Lebensmittelbeschaffung gesucht, um nicht im Supermarkt einkaufen zu müssen. Ihr sei damals schon beim Aufenthalt im Supermarkt das „Speiben gekommen“ und durch den Versuch, die vielen Informationen auf den Produktverpackungen zu lesen, habe ihr der Kopf geschwirrt (Interview 1). Trotz oder gerade wegen diverser Siegel und Zeichen kommt die eigentliche Information bei der Kundin oder dem Kunden nicht an. „An die Leerstelle des Wissens über Herkunft, Erzeugung, Energieverbrauch, Schadstoffemissionen, faire oder unfaire Bezahlung der Arbeitskraft etc.“, so Kaller-Dietrich, „tritt im angeblich besten Fall die Zertifizierung, die Kontrolle von ExpertInnen darüber, ob (...) die als nachhaltig bezeichneten Lebensmittel den Qualitätskriterien von Nachhaltigkeit auch entsprechen“ (Kaller-Dietrich 2010: 106).

Der von Illich kritisierte Expert*innenglaube verhindert heute in vielen Fällen, dass sich Menschen auf ihre eigene Einschätzungsfähigkeit verlassen bei dem, was ihnen und ihrem Körper guttut und was sie wirklich an Lebensmitteln brauchen, beziehungsweise auch zu sich nehmen *möchten* (Illich 1979: 22).

Dem Vertrauen in die Entscheidungsfähigkeit der Ernteteiler*innen des Gärtnerhofes steht deren Vertrauen in das „richtige“ Handeln der Hof-Mitarbeiter*innen gegenüber. Erntehelfer*innen berichten in Gesprächen, dass sie in vielen Fällen gar nicht genau wissen, worum es sich

bei den am Marktstand angebotenen Produkten handelt. Insofern wird die Entscheidung über die eigene Ernährung auch wieder ein Stück weit an die Produzent*innen abgegeben. Die Lebensmittel werden am Markt ausgewählt, mitgenommen und zubereitet, da man darauf vertraut, dass sie genießbar und schmackhaft sind. Somit entscheiden auch hier die Konsument*innen nicht vollständig über das, was sie konsumieren – wie es letztendlich auch nur durch komplette Selbstversorgung möglich wäre. Es können jedoch bei den Vollversammlungen und durch den persönlichen Kontakt Vorschläge eingebracht werden. Damit haben die Konsument*innen die Möglichkeit, ein Stück weit in die Produktion ihrer Lebensmittel einzugreifen. Allgemein wird die Entscheidung, was angebaut wird und wie die Pflanzen genutzt werden, weniger an Kriterien der Profitabilität und Effizienz orientiert, sondern nach Umwelt- und klimatischen Bedingungen. So wird nicht, wie im Supermarkt, ein künstliches Verlangen nach jenen Produkten geweckt, die lukrativ sind, deren Auswahl jedoch hinsichtlich ihrer sozialen, ökonomischen und ökologischen Implikationen äußerst fragwürdig sein kann.

Der Gemüseanbau am Gärtnerhof zielt auf eine größtmögliche Vielfalt, seltene Sorten und die Nutzung verschiedenster Teile der ganzen Pflanze ab. Das erfordert viel Wissen und auch ein gewisses Maß an Experimentierfreude. Da sie aber relativ arbeitsintensiv und wirtschaftlich „ineffizient“ ist, kann sie in vermarktungsorientierten Formen der Landwirtschaft kaum praktiziert werden (Interview 4; URL 5).

Durch die Unterstützung des CSA-Modells spielt sich zwar auch das (mehr oder weniger bewusste) politische Handeln der Mitglieder beim Konsum ab, anders als bei einer „Politik mit dem Einkaufswagen“ funktioniert es jedoch nicht allein durch die anonyme Nachfrage, die ihren Ausdruck in der rein quantitativen Form von Verkaufszahlen findet. Durch die Möglichkeit der direkten Interaktion und Kommunikation, etwa auf dem Feld, bei der (verpflichtenden) Jahresversammlung oder anderen Treffen, kann tatsächlich eine Mitbestimmung erfolgen, die eine viel stärkere qualitative Dimension hat – Wünsche und Bedürfnisse können direkt und explizit geäußert werden. Und dies nicht nur, was die Qualität oder die Auswahl der Lebensmittel betrifft. Auf der Vollversammlung der Gela Ochsenherz im Jänner 2015 wurde von Seiten des Gela-Gremiums betont, man strebe gemeinsam eine faire Bezahlung für alle Mitarbeiter*innen des Hofes an. Dieses Ziel genieße eine hohe Priorität und müsse dringend bearbeitet werden (Versammlungs-Protokoll 24.1.2015).

Je stärker eine Einbeziehung der Ernteteiler*innen in Entscheidungen *über* und vor allem in das aktive Mitwirken *am* Produktionsprozess stattfindet desto mehr es für sie möglich, die eigenen Wünsche zu reflektieren und diese auszusprechen. Da sie nicht wie bei jeder Kaufentscheidung im Supermarkt durch äußere Einflüsse gesteuert werden, können die Ernteteiler*innen über ihre Ernährung besser selbst bestimmen.

Mit dem Wunsch, einer zunehmenden Entfremdung von der natürlichen Umwelt und von kleinstrukturiertes landwirtschaftlicher Produktion entgegenzuwirken, muss nicht ausschließlich die bewusste Suche nach einer selbstbestimmten Lebensweise oder eine explizite Kritik an den Auswirkungen der landwirtschaftlichen Industrialisierung verbunden sein. Es sollte die Frage gestellt werden, inwiefern die Motive für die Teilnahme am CSA-System – ähnlich wie der Kauf bestimmter Bio- und regionaler Produkte im Supermarkt – durch eine verklärende Agrarromantik geprägt sind.

In diesem Zusammenhang schreibt Walpurga Weiss, dass mit dem Begriff der „Regionalität“ meist auch das „Eingebundensein von Lebensmitteln und Speisen in regionale Traditionen und Brauchtümer“ (Weiss 2007: 188) assoziiert werde. Regionalen Speisen, deren Herkunft man gut nachvollziehen könne, würden häufig positive Attribute wie Authentizität oder (Natur-) Nähe zugeschrieben, denn viele Konsument*innen verbänden regionale Produkte intuitiv mit handwerklicher Herstellung und kleinbäuerlichen Produktionsstrukturen (Weiss 2007: 193f.).

Dieses positive Bild von kleinstrukturierter Landwirtschaft stand bis vor nicht allzu langer Zeit noch viel stärker in Kontrast mit einer eher abwertenden Sicht auf das bäuerliche Leben. So wurde das ländliche Leben zum einen mit Zeitlosigkeit, Unveränderlichkeit und damit Rückständigkeit assoziiert und „die Erkenntnisformen in der Agrarkultur gegenüber den agrarwissenschaftlichen Erkenntnissen für obsolet erklärt“ (Kaller-Dietrich 2010: 111). Gleichzeitig fand eine Verklärung des Bauernlebens durch die Vorstellung von „Naturwüchsigkeit“ statt, die dem Gedanken entspringt, Kleinbauern und Kleinbäuerinnen seien auf besondere Weise mit dem Boden verwurzelt, der, so Kaller-Dietrich, wiederum ein Symbol für die „Heimat“ darstellt. Diese romantisierende Vorstellung, die nicht zuletzt eine Reaktion auf diverse Lebensmittelskandale sei, diene als Gegenstück zur bedrohlichen und als „unausweichlich empfundenen Fortschrittsbewegung“ (Kaller-Dietrich 2010: 111).

Auch Christoph Kirchengast schreibt, durch die gedankliche Verknüpfung von Lebensmitteln mit „Heimat“ und „Tradition“ komme eine beliebte Geschichte von „der guten alten Zeit“ zum

Tragen, die (scheinbar) eine andere dominante Erzählung abgelöst habe: „die Geschichte über den Fortschritt und die Modernisierung, (...) vom ewigen Wachstum, von der Unerschöpflichkeit der Erdressourcen und von der Zukunftsträchtigkeit, Praktikabilität und (geschmacklichen) Überlegenheit industriell gefertigter Lebensmittel und künstlicher Zutaten (...)“ (Kirchengast 2010: 269). Mittlerweile haben Naturbelassenheit, fairer Handel, Regionalität und Saisonalität „Maggi“ und „Knorr“ als Geschmacksverstärker abgelöst (Kirchengast 2010: 269f.).

Dass in einer relativ kurzen Zeitspanne solch unterschiedliche Vorstellungen von guter Ernährung propagiert werden, unterstützt die Hypothese eines „grünen Kapitalismus“ als hegemoniales Projekt, das in seinem Programm des „nachhaltigen Wachstums“ die Modernisierungsinteressen der Industrie mit dem Bedürfnis der Konsument*innen nach mehr Authentizität und Naturnähe vereint (Brand 2005: 64).

Auch am Gärtnerhof Ochsenherz werden hauptsächlich Gemüsesorten angebaut, die im Einzelhandel nicht erhältlich sind und die als „Sortenraritäten“ bezeichnet werden. Der Erhalt dieser Sorten wird unter anderem über die Homepage des Hofes als zentraler Aspekt seiner Arbeit betont (URL 4). Es ist wahrscheinlich, dass unter anderem dieser Vielfalts- und Seltenheitsaspekt ein wichtiges Motiv für die Konsument*innen darstellt, an der Gela teilzunehmen. Seit den 2000er Jahren werden „alte“, „seltene“ oder „lokale“ Sorten von Gemüse und Obst, aber auch besondere Tierrassen immer beliebter, da sie ein gehobenes Geschmackserlebnis bieten sollen. Oft wird die Besonderheit dieser Lebensmittel mit Vorstellungen von „Traditionalität“ oder „Originalität“ verbunden, die an eine ganz bestimmte Region geknüpft sind. Christoph Kirchengast spricht von der „Hereditifizierung“ des Essens, einem Prozess, durch den bestimmte Lebensmittel oder Gerichte zum Kulturerbe gemacht werden oder durch den andersherum ein bestehendes Kulturerbe durch die Assoziation mit spezifischen Gerichten „essbar“ gemacht wird. Ziel dabei sei es, „Werte wie Seltenheit, Exklusivität, Authentizität oder Exotik zu steigern oder erst zu kreieren, um daraus einen (oft wirtschaftlichen) Mehrwert zu erzielen“ (Kirchengast 2010: 257).

So können bestimmte Markttrends, die vor dem Hintergrund dominanter Nachhaltigkeitsdiskurse geschaffen werden, wiederum emanzipatorischen Projekten nutzen, indem sie ihnen interessierte Personen „zuführen“. Dies bedeutet jedoch, dass für die Projekte eine gewisse Bildungsverantwortung entsteht, um die Interessierten über die genauen Hintergründe und Ziele ihrer Arbeit aufzuklären. So stellt die Saatgutvermehrung, ebenso wie die arbeitsintensive,

stark auf Handarbeit fokussierte Produktionsweise am Gärtnerhof Ochsenherz nicht lediglich eine interessante „Spielerei“ auf der Suche nach besonders gutem Geschmack dar. Sie hat auch soziale und ökologische Implikationen, die im Folgenden verdeutlicht werden.

6.4.4 Erhalt der Sortenvielfalt gegen die Privatisierung der Natur

Hinter dem Trend zum „Besonderen“, den sich Lebensmittelindustrie und Einzelhandel bereits angeeignet haben und profitabel nutzen, steckt auch ein Streben nach mehr Selbstbestimmung von Seiten landwirtschaftlicher Produzent*innen sowie die ernstzunehmende Besorgnis über negative Auswirkungen einer zu starken Vereinheitlichung bei Nutzpflanzen und Tierrassen.

Mittlerweile existieren viele Projekte und Organisationen zum Erhalt „regionaler“ und „traditioneller“ Produkte und Spezialitäten, die sich gegen eine Vereinheitlichung der Lebensmittelproduktion durch die zunehmende Industrialisierung bei der Herstellung und Verarbeitung richten. Für Obst- und Gemüseanbau gibt es sogenannte Saatgutbanken sowie einige Organisationen, die sich für den Schutz jenes Saatguts einsetzen, das nicht zu den standardmäßig angebauten Sorten gehört. Der 1989 gegründete Verein ARCHE NOAH, der gefährdete Pflanzenarten und –sorten dadurch bewahren möchte, dass sie wieder verstärkt verwendet werden, ist eine der bekanntesten Organisationen in diesem Bereich (Kirchengast 2010: 264 und URL 8). ARCHE NOAH versucht, einer weiteren Reduktion der Sortenvielfalt entgegenzuwirken. Denn mit der Industrialisierung der Landwirtschaft sei diese seit 1900 dramatisch zurückgegangen, so der Verein. Er versucht, mittels Sammeln, Aufbereiten und Ausgabe von Saatgut an Interessierte die vom Verschwinden bedrohten Sorten zu bewahren. Der Verein arbeitet mit vielen Betrieben zusammen, die für ihn das Saatgut vermehren und so für seinen Fortbestand sorgen (URL 8).

Angeblich ist der Gärtnerhof einer der wenigen in Österreich, die noch selbst Saatgut vermehren, da die Arbeit sehr aufwendig ist (Interview 1). Das Interesse an der Saatgutvermehrung am Hof ist auch bei der SoLaWi-Tagung groß. Es geht vor allem darum, wie man mit den Saatgutgesetzen umgeht, die festlegen, welches Saatgut in Verkehr gebracht werden darf und welches nicht. Auf einer EU-Sortenliste sind alle Sorten registriert, die gehandelt werden dürfen. Um verkauft zu werden, muss das Saatgut einer solchen Listensorte zertifiziert sein und strengen

Qualitätsrichtlinien entsprechen (Koller und Kajtna 2011; Tagungsprotokoll 2). Um diese Hürden zu umgehen, verwendet der Hof Ochsenherz ausschließlich samenfeste Sorten, die nicht auf der EU-Sortenliste zu finden sind, wird den Zuhörer*innen auf der Tagung erklärt. Der Anbau und Vertrieb alter, hofeigener Sorten sei zur Erhaltung der genetischen Ressourcen noch erlaubt, da sie kaum wirtschaftliche Bedeutung hätten. Sogenannte „Amateursorten“, für die es ebenfalls eine Ausnahmeregelung gebe, dürften vom Hof auch für ARCHE NOAH vermehrt werden. Dass die geplante EU-Saatgutverordnung im Februar 2015 von der EU-Kommission zurückgezogen wurde, ist großes Glück für den Hof sowie für viele Kleinbauern und Kleinbäuerinnen in den EU-Ländern, da sie eine weitere Verregelung und mehr bürokratische Hürden geschaffen hätte. Der Gärtnerhof Ochsenherz wäre etwa durch die Verwendung hofeigener Sorten bereits in den illegalen Bereich gerutscht (Tagungsprotokoll 2).

Seit den 1990er Jahren werden sogenannte *Intellectual Property Rights* (IPRs) ein immer wichtigerer Bestandteil internationaler Handelspolitik, der schwerwiegende ökologische und soziale Folgen hat. So können Patente nicht nur auf menschliche Erfindungen angemeldet werden, sondern auch auf Pflanzen, Tiere und genetische Ressourcen. Der „Internationale Verband zum Schutz von Pflanzenzüchtungen“ hatte in einem Sortenschutzabkommen aus den 1960er Jahren noch das Privileg von Bauern und Bäuerinnen verankert, Nachbau zu tolerieren. Diese in der Landwirtschaft gängige Praxis, „einen Teil der eigenen Ernte für die Wiederaussaat im kommenden Jahr zurückzubehalten (...), mit Nachbarn zu tauschen oder auch an den eigenen Standort angepasst weiter zu entwickeln“ (Kaiser 2007: 12), wurde durch neuere Regelungen jedoch immer stärker eingeschränkt.

Diese Praxis und das mit ihr verbundene Wissen ist für viele Bäuerinnen und Bauern rund um die Welt eine wichtige Grundlage ihres Wirtschaftens. Durch die Möglichkeit zur Patentierung von Saatgut sowie die technische Kontrolle mittels Heterosis-Effekt, die eine Weiterverwendung des Saatguts im nächsten Jahr verhindert, geht das Wissen um die Verwendung und den Erhalt alter und angepasster Pflanzensorten zunehmend verloren. Hierdurch wird die Abhängigkeit von gewerblichen Saatgutzüchtern geschaffen, die Monopolstellungen einnehmen (Kaiser 2007: 11, 14). Debra Harry und Le’a Malia Kanehe bezeichnen diese Inwertsetzung von Natur mittels geistiger Eigentumsrechte als Biokolonialismus: „Intellectual property rights are

being used to turn nature and life processes into private property. Once deemed private property, genetic material becomes alienable (...). This (...) is an attempt to legalize thievery, a thievery that we recognise as biocolonialism.” (Harry und Kanehe 2005: 84)

CSAs, die Wert auf Vielfalt durch eigene Saatgutvermehrung legen, sollte es ein Anliegen sein, ihren Ernteteiler*innen die Hintergründe für die immerhin arbeits- und zeitintensive Saatgutarbeit zu vermitteln. Es sollte deutlich gemacht werden, dass die Saatgutvermehrung nicht lediglich aktuellen Raritätentrends folgt oder allein besonders guten Geschmack erzielen soll – auch wenn dieser ein wichtiges Motiv darstellt. Das Ziel, unabhängig von großen Züchterverbänden zu sein und auch die Bedeutung, die der Fortbestand von lokal angepassten und damit erwiesenermaßen resistenten Sorten für die Resilienz kleinbäuerlicher Betriebe haben kann, darf nicht übersehen werden.

6.4.5 Gemeinschaftliches Eigentum an Produktionsmitteln

Auch bei anderen Produktionsmitteln gibt es Bestrebungen, durch deren Wiederaneignung langfristig unabhängiger vom Marktgeschehen zu werden. Als zentral hat sich die Frage nach dem Zugang zu Land herausgestellt. Die Gefahr des Landverlustes betrifft landwirtschaftliche Akteure weltweit, die kein eigenes Land besitzen und beispielsweise auf Pachtverträge angewiesen sind. Laut Henderson und Van En betrug die Verlustrate landwirtschaftlich nutzbarer Flächen in den USA um 2002 herum etwa eine Million Hektar pro Jahr. Verursacht werde dieser Prozess vor allem durch Stadtentwicklung, bei der Ackerland in Bauland umgewandelt wird (Henderson und Van En 2007: 12).

Auch der Gärtnerhof Ochsenherz war im letzten Jahr direkt von solchen Entwicklungen betroffen. Der Pachtvertrag, der 2002 zunächst für zehn Jahre abgeschlossen und dann immer wieder kurzfristig verlängert worden war, wurde schließlich nicht mehr erneuert – das Ackerland sollte in Bauland umgewidmet werden, über das zukünftig eine Straße verlaufen soll (Tagungsprotokoll 2). Ein kleines Stück weiter entfernt entsteht unterdessen an einem günstig gelegenen Kreisverkehr ein neuer Spar-Markt. Bei fast jeder Fahrt mit Ochsenherz-Mitarbeiter*innen oder

Gela-Mitgliedern, die an diesem Baugrundstück vorbeiführte, wurde dem Ärger über eine solche Entwicklung Luft gemacht: Dies zeige deutlich, dass die Interessen der Gemeinde nicht wirklich in einer nachhaltigen Versorgung der Einwohner*innen liegen.

Ähnliche Interessenskonflikte zeigen sich im Einzelhandel, wo kleine Betriebe durch kapitalstärkere Investoren verdrängt werden. Ein in solchen Zusammenhängen oft gehörtes Argument ist die Arbeitsplatzsicherung. Dieses, so Veronika Bennholdt-Thomsen, müsse jedoch hinterfragt werden. Denn obgleich durch das neue Gewerbe einige Arbeitsplätze entstünden, sei dies nur deshalb möglich, weil zuvor viele andere kleine Geschäfte und Gewerbebetriebe zerstört worden sind (Bennholdt-Thomsen 2003: 243). Dass solche Entwicklungen weniger aus einer Notwendigkeit heraus passieren denn aus wirtschaftlichen Interessen, ist für sie eindeutig. Die Bevorzugung besonders großer Investoren und Projekte bei der Bereitstellung von Infrastruktur durch Kommunalverwaltungen spreche gegen das Argument, „dass für die Ausstattung städtischer Viertel mit den notwendigen Dienstleistungsbetrieben keine Kleingewerbler mehr zu finden seien“ (Bennholdt-Thomsen 2003: 243f.). Es sei somit auch nicht vertretbar, die Schuld allein der „freien Marktwirtschaft“ und ihren Konkurrenz- und Effizienzzwängen zuzuweisen, denn die Großprojekte, die zum Nachteil der „Kleinen“ verliefen, würden gezielt und massiv durch politische Maßnahmen gefördert (Bennholdt-Thomsen 2003: 244).

Der Supermarkt in Gänserndorf Süd wird auf einem Schild auf dem Baugrund als neuer „Nahversorger“ angepriesen. Laut Aussagen von Mitarbeiter*innen und Ernteteiler*innen gibt es in der Nähe bereits genügend Supermärkte. Legitimiert wird die Schaffung solcher Supermarkt-Großprojekte, indem man sie als das Interesse der Allgemeinheit darstellt. So schreibt etwa ein Bezirksblatt zur Entstehung des Spar-Marktes in Gänserndorf Süd: „Der Nahversorger ist ein weiterer Meilenstein im Projekt Zentrumsentwicklung. Im Zuge des Stadtentwicklungskonzepts, das derzeit erarbeitet wird, soll der aus drei Siedlungsgebieten bestehende und durch Ackerflächen zerrissene Stadtteil einen Mittelpunkt bekommen“ (URL 9). Der Supermarkt soll also den Mittelpunkt des entstehenden Stadtteils bilden, dessen Ausbau wiederum zum Verschwinden der erwähnten Ackerflächen beiträgt. Dass diese auch zur Nahversorgung beitragen und eventuell Arbeitsplätze schaffen könnten, wird dabei nicht berücksichtigt.

Das Potenzial des solidarischen Wirtschaftens zeigt sich gerade in solchen Krisensituationen. Der Gärtnerhof Ochsenherz übersiedelte im Herbst 2014 an einen neuen Standort mit elf Hek-

tar gepachtetem Ackerland. Die Kosten für die Verlagerung überstiegen bei Weitem die Erwartungen. Sie konnten jedoch komplett durch Beiträge der Gela-Mitglieder abgedeckt werden – mittels Schenkungen, Darlehen und Vorauszahlungen von Ernteanteilen (Versammlungsprotokoll; Tagungsprotokoll 2). Die Bereitschaft der Ernteteiler*innen zum Mittragen anfallender Kosten, die sich durch solche externen Einflüsse ergeben können, ist offenbar sehr groß. Für kleine Betriebe, die marktorientiert wirtschaften, könnte eine solche ungeplante Übersiedlung dagegen problematisch werden, da zum einen kein festes Jahresbudget besteht, mit dem gerechnet werden kann, zum anderen keine feste Abnehmer*innengruppe Rückhalt in Notlagen bietet. Durch die Vorauszahlungen in CSAs besteht dagegen eine gewisse Flexibilität, was einmalige größere Investitionen betrifft.

Im Gela-Gremium werden mittlerweile Überlegungen angestellt, wie der Zugang zu Land für den Hof auch in der Zukunft garantiert werden kann. Eine Perspektive könnte die Gründung einer gemeinnützigen Stiftung bieten, in der Land über mehrere Generationen als Gemeinschaftseigentum gesichert werden könnte. Dieser Stiftung könnten sich auch andere kleine Betriebe anschließen, die mit unsicheren Pachtverträgen zu kämpfen haben. Solange die Finanzierung eines solchen Projekts nicht geklärt sei, könne jedoch hieran nicht gearbeitet werden (Versammlungsprotokoll; Interview 4). Ein erster Schritt wurde jedoch mit einer Änderung der Vereinssatzung bereits unternommen: Die Gela Ochsenherz, so die Gremiumsmitglieder, werde nun als *gemeinnütziger* Verein eingetragen, da der Zusatz eine Voraussetzung für die Schaffung einer gemeinnützigen Stiftung sei (Versammlungsprotokoll).

Allgemein besteht der Wunsch, sämtliche Einrichtungen und Produktionsmittel des Gärtnerhofs in Gemeinschaftseigentum zu überführen. Somit soll verhindert werden, dass die Weiterführung des Betriebs allein von einer einzigen Person abhängt (Interview 1; Versammlungsprotokoll). Darüber hinaus könnte es sinnvoll sein, für eine gleichmäßige Verteilung von Knowhow zu sorgen, was Betriebsführung, Anbauplanung und die Pflanzenpflege betrifft. Eine Mitarbeiterin erklärt im Interview, sie sei sich nicht sicher, ob ein anderer oder eine andere aus dem Team bereits über genug Wissen verfüge, um den Hof weiterzuführen, sollte der Hofleiter aus irgendeinem Grund das Projekt verlassen (Interview 1). Die Bedeutung von Lernprozessen, die alle langfristigen Mitarbeiter*innen gleichermaßen mit einbeziehen sollten, betonen auch Henderson und Van En. Durch regelmäßiges Wechseln der Aufgabenbereiche beispielsweise

könne erreicht werden, dass alle gleichermaßen in den Produktionsprozess involviert seien und die Verantwortung gleichmäßig aufgeteilt werde (Henderson und Van En 2007: 87).

6.4.6 Arbeitsverhältnisse

Eine weitere Frage, die in der Forschung am Gärtnerhof Ochsenherz untersucht werden sollte, ist die Frage nach Selbstausbeutung. So liest man etwa auf der Homepage des Biohofs Mogg in Herzogenburg, die bisherige Verteilungsform der Lebensmittel über individuelle „Biokistl“ gehe sehr zu Lasten der Mitarbeiter*innen des Hofes:

Unser derzeitiges Vertriebssystem besteht hauptsächlich daraus, fertig gepackte „Biokistl“ an unsere Kundinnen und Kunden bis vor die Haus- oder Wohnungstür zu liefern. Das funktionierte bis jetzt ganz gut, doch es hat ein paar Haken: (...) Ausbeutungsdruck der zu Lasten von: Boden, Mitarbeiterinnen, Bäuerinnen, und/oder der Vielfalt geht. Ein paar Impressionen dazu: Unser lieber Franz sitzt ab 2 Uhr Früh vorm Computer und beantwortet E-Mails, bearbeitet den Online-Shop, druckt die Kistl-Packliste aus, macht die Kistl-Planung für die folgende Woche und bestellt Ware dafür. Oder unsere Mitarbeiter packen teils ab 3 Uhr Früh die Biokistln und sind dann bis abends um 7 mit Ernte und Feldpflege beschäftigt. Unsere Kistl-Fahrer haben bis zu 12 Stunden am Tag mit dem Ausliefern der Kistl zu tun... (URL 7)

Schließlich wurde der Hof zumindest teilweise auf ein CSA-Modell umgestellt, um solchen Formen der Selbstausbeutung entgegenzuwirken (URL 7). Ob mit der Umstellung auf CSA die Arbeitsbelastung wächst, gleich bleibt oder sich verringert, wird allerdings nicht überall gleich wahrgenommen. Henderson und Van En berichten von einer Studie, in der 67 Prozent der befragten Bauern und Bäuerinnen angaben, durch die CSA mehr Arbeitsaufwand zu haben. Das Ergebnis ist aber teilweise auch bedingt durch die hohe Zahl von Quereinsteiger*innen aus gänzlich anderen Berufsfeldern, die zu 85 Prozent eine Mehrbelastung verzeichneten (Henderson und Van En 2007: 32, 36).

Am Gärtnerhof Ochsenherz, bei dem ein Vergleich zwischen knapp zehn Jahren biodynamischer Landwirtschaft für den Marktverkauf und dem noch relativ neuen CSA-Modell gemacht werden kann, sieht das Ergebnis anders aus: Fast alle zu diesem Thema befragten Mitarbeiter*innen sehen die Arbeitsbelastung nach der Umstellung auf CSA eher als niedriger an. Zwar sei zu Beginn der organisatorische Aufwand und die Verwaltung sehr zeitintensiv gewesen, mittlerweile habe sich dies jedoch ausgeglichen (Interviews 1, 2, 3 und 4). Durch die freiwillige

Arbeit vieler Gela-Mitglieder am Hof und in der Verwaltung des Vereins sei die Belastung insgesamt durchaus gesunken – auch finanziell. Mittlerweile habe man sogar häufig ein richtiges Wochenende (Interviews 1 und 2).

Philip Woodhouse untersucht das Potenzial kleinbäuerlicher Landwirtschaft, die industrialisierte landwirtschaftliche Produktion gänzlich als Zukunftsmodell abzulösen. Er meint, dass die im Vergleich höhere Produktivität kleiner Betriebe, die verschiedene Studien nachwiesen, weniger einer höheren Effizienz geschuldet als einer stärkeren Tendenz zur Selbstausschöpfung, vor allem in Familienbetrieben. Verschuldung und Formen ungleichen Tauschs stellten die größten Stressfaktoren für kleine Produzent*innen dar. Die arbeitsintensive Produktionsform führe zu geringerem Ertrag und niedrigem Gewinn, weshalb sich viele Bauern und Bäuerinnen einem Nebenerwerb nachgehen müssten, um die Landwirtschaft zu finanzieren (Woodhouse 2010: 442, 450).

Es wird deutlich, dass der hohe Selbstausschöpfungsdruck bei Kleinbäuerinnen und Kleinbauern hauptsächlich aus ihrer Marktabhängigkeit erwächst. Eine Interviewpartnerin berichtet aus der Zeit vor der Umstellung, als noch regelmäßig das Gemüse am Naschmarkt in Wien verkauft wurde: Damals habe man häufig nachts aufstehen müssen, um die Arbeit zu bewältigen. So habe ein Mitarbeiter einmal die ganze Nacht durchgearbeitet und sich anschließend in eine Badewanne mit Eiswasser gelegt, um für den Marktverkauf am nächsten Morgen wach genug zu sein (Interview 1).

Das CSA-Modell, das jedes Jahr mit einer festgelegten Anzahl von Ernteteiler*innen arbeitet, kann das Problem der Selbstausschöpfung zumindest ein Stück weit überwinden. Da man hier für einen Gebrauchswert produziert, nicht für den Tauschwert am Markt, wird nur so viel angebaut und geerntet, wie die 250 Ernteteiler*innen in etwa benötigen. Pläne für Anbau und Ernte können berechnet werden und erleichtern die Arbeit um ein Vielfaches (z.B. Interviews 1, 3 und 4). Durch die genaue Planung wird so die täglich benötigte Arbeitszeit absehbar – sie hat ein Ende, wird nicht zum Selbstzweck, um möglichst viele Waren zu produzieren und anschließend vermarkten zu können (Welzer 2011: 84).

Dies funktioniert jedoch nur, indem eine Gemeinschaft aus Produzent*innen und Konsument*innen gebildet wird, in der Letztere einen Anteil ihres vermutlich höheren Einkommens zur Verfügung stellen und außerdem in der Verwaltung des Vereins helfen. So wird es möglich, dass sich die Produzent*innen vor allem um die Produktion der Lebensmittel kümmern können

(URL 4 und 7). Durch das CSA-Modell kann den Hofmitarbeiter*innen ein höherer Lohn ausbezahlt werden, als es in der Landwirtschaft üblich ist. Gleichzeitig ist dieser im Vergleich zu den meisten anderen Berufsfeldern immer noch gering (Interviews 1 und 4; Tagungsprotokoll 2).

Eine Mitarbeiterin berichtet, der Schritt von der Arbeit als ausgebildete Ergotherapeutin hin zur alleinigen Arbeit als Teilzeitkraft am Hof sei aber weniger eine finanzielle Herausforderung gewesen als eine emotionale. Er sei verbunden gewesen mit dem Gedanken an einen Statusverlust – von der ausgebildeten, qualifizierten Fachkraft nach „ganz unten in die Landwirtschaft, wo man nichts verdient“ (Interview 1). Der Wunsch, das, was sie auf vielen Reisen bereits beim Wwoofen⁴ kennen und schätzen gelernt hatte auch beruflich auszuüben, habe sie jedoch bei diesem Schritt unterstützt. Ursprünglich habe sie sogar selbst eine CSA gründen wollen, habe sich jedoch mit einem Mangel an eigenen gärtnerischen Fähigkeiten konfrontiert gesehen. Nun nutze sie die Möglichkeit, am Gärtnerhof mitzuarbeiten, um dennoch an einer CSA teilzuhaben und sich selbst landwirtschaftlich weiterzubilden und von anderen zu lernen (Interview 1).

Die Arbeit in der Landwirtschaft kann im CSA-Modell über die Verknüpfung mit politischen Zielen oder persönlichen Idealen eine Aufwertung erfahren, die Harald Lemke auch in der Bewegung für Ernährungssouveränität erkennt: Durch den Einsatz für ein gerechteres Ernährungssystem und bessere Lebensbedingungen für Kleinbauern und -bäuerinnen werde der Begriff des „Bauern“ wieder mit Stolz besetzt (Lemke 2012: 115f.).

Zwei der Interviewten brachten explizit das Thema Handarbeit auf. Ein Mitarbeiter und eine Mitarbeiterin sprachen von ihrer Abneigung gegen die Verwendung von Maschinen in der Landwirtschaft. Wo immer es möglich sei, bevorzugten sie die Arbeit mit der Hand und kleineren Werkzeugen. Zum einen entstehe so eine größere persönliche Nähe zur Produktion, was die Mitarbeiterin selbst als „romantische Komponente“ bezeichnet: „Man isst das Gemüse wirklich anders, ob ich's mit der Hand zupf oder es mit der Maschine gezupft wird“ (Interview 1). Zum anderen besteht der Wunsch nach mehr eigener Kontrolle, gepaart mit einem Unbehagen gegenüber größeren Maschinen wie dem hofeigenen Traktor: „Etwas, das viel größer ist als ich, da kann ich dann nicht so gut einschätzen, wo das aufhört und was das macht. Vor allem, wenn es dann auch nicht ganz so gut in Schuss ist“ (Interview 3). Tatsächlich wird am Hof ein

⁴ WWOOF: *World-Wide Opportunities on Organic Farms*, siehe <http://www.wwof.net/>, zuletzt aufgerufen am 18.3.2015.

überwiegender Teil der Arbeit von Hand erledigt, der Traktor und andere größere Geräte kommen hauptsächlich bei der Bodenvorbereitung zum Einsatz (Tagungsprotokoll 2).

Diese Form der Landwirtschaft wird unter anderem durch die vielen freiwilligen Helfer*innen und Ernteteiler*innen möglich, die wöchentlich zum Hof nach Gänserndorf fahren, um sich an der Ernte und anderen Arbeiten zu beteiligen. Im Gespräch mit einem Ernteteiler zeigte dieser jedoch eher Unverständnis gegenüber manchen der Anbaumethoden, die seiner Meinung nach zumindest in einigen Bereichen durch den Einsatz von Maschinen weitaus effizienter sein könnten. Er betonte vor allem die Erdäpfelernte des letzten Jahres, die viele Helfer benötigt habe und äußerst arbeitsintensiv gewesen sei. Diese Arbeitsintensität der Produktion wird jedoch bewusst einer kapitalintensiveren Produktionsweise vorgezogen, da sie eine größere Unabhängigkeit der Produktion ermöglicht. Der häufige Einsatz von Traktoren und der damit einhergehende Bedarf an größeren Mengen fossiler Kraftstoffe macht den Anbau nicht nur ökologisch problematischer, sondern auch wieder abhängiger von externen Faktoren wie dem Rohölpreis (Woodhouse 2010: 443f.). Auch einer Bodenverdichtung kann durch den Verzicht auf häufigen Maschineneinsatz entgegengewirkt werden. Der Effizienzgedanke steht dabei eher im Hintergrund, wichtiger ist die Nachhaltigkeit der Wirtschaftsweise.

Die Ansichten darüber, welche Form der Arbeitsorganisation als wünschenswert gilt, sind am Gärtnerhof teilweise sehr verschieden. So berichtet der Leiter des Gärtnerhofs Ochsenherz, er wünsche sich einen neuen Zugang zum Thema Arbeit, der nicht auf kollektivvertraglichen Regulierungen basiere, sondern auf der Wertschätzung der eigenen Tätigkeit und der Vorstellung, dass Arbeit sinnstiftend und Teil der persönlichen Lebenszeit sein könne (Interview 4). Denn durch die vertraglich geregelte Handhabung werden Löhne zu einem „Kommandomittel“. Es hat den Anschein, der Wert der Arbeit würde hierdurch gerecht vergütet, die eigentlichen Bedürfnisse der Arbeitnehmer*innen verschwinden jedoch hinter einem Vertragsverhältnis, das das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen Parteien mit entgegengesetzten Interessen ist (Wirth und Möhl 2014: 33). Für den Hofleiter stellt sich deshalb die Frage: „Sehe ich Arbeit nur zum Geld verdienen, so wie man das ein Stück weit eingebläut kriegt in so gewinnorientierten Systemen. Oder kann ich Arbeit auch anders sehen, gut damit leben?“ (Interview 4).

Er betont mehrmals, dass eine faire Entlohnung gegeben sein müsse, um davon „gut leben“ zu können – diese solle jedoch eher den selbstbestimmten Bedürfnissen der Mitarbeiter*innen

entsprechen als einem vertraglich geregelten Betrag. Dass seine Argumentation nicht darauf abzielt, den Einsatz günstiger Arbeitskräfte zu rechtfertigen, wird unter anderem deutlich, wenn eine Mitarbeiterin sehr positiv von den Arbeitsverhältnissen am Hof berichtet: Alle Team-Mitglieder sind am Hof angestellt und beziehen – unabhängig von Geschlecht, Position und Herkunft den gleichen Lohn, der sich am Kollektivvertrag orientiert. Auch die Mitarbeiter*innen aus Rumänien, von denen einige mittlerweile ganzjährig am Hof arbeiten, werden nicht als „günstige Saisonarbeiter*innen“ engagiert, sondern sind mit allen anderen gleichgestellt und bilden einen essenziellen und geliebten Bestandteil des Kernteams (Interview 1). Dass es in diesem Sinne keine Hierarchien am Gärtnerhof gibt, ist für einen interviewten Mitarbeiter besonders positiv und ein Grund, auch nach dem Abschluss seiner Lehre am Hof weiterzuarbeiten. Er schätzt die Arbeit in der Landwirtschaft, da sie für ihn eine sinnvolle Tätigkeit darstellt. Einen Schreibtisch-Job könne er sich niemals vorstellen (Interview 3).

6.4.7 Geschlechterverhältnisse und Reproduktionsarbeit

Die Einstellung, dass Arbeit nicht nur eine Belastung sein muss, findet sich auch bei Henderson und Van En. Die Arbeit in der Landwirtschaft sei hart, aber sie könne Freiheit, Familienstolz und –zusammenhalt und ein Gemeinschaftsgefühl mit sich bringen, ebenso wie Ideen von Liebe und Loyalität (Berry in Henderson und Van En 2007: 86).

Diese positive Einstellung zu einer Arbeit, die hier quasi auch als eine Form der „Arbeit aus Liebe“ (Bock und Duden 1977) betrachtet wird, findet sich auch in vielen Konzepten des alternativen Wirtschaftens. Sie sollte jedoch hinsichtlich ihrer Implikationen für Geschlechterrollen und Familienvorstellungen in heutigen Gesellschaften untersucht werden.

So stellt sich die Frage, ob eine „traditionelle“ Familienkonstellation heute noch wünschenswert ist, zumal sie noch immer häufig mit einer bestimmten geschlechterspezifischen Rollenverteilung einhergeht. Die Reproduktionsarbeit, die etwa die Erziehung der Kinder und die Arbeit im Haushalt mit einschließt, wird größtenteils von Frauen erbracht – mit dem Unterschied, dass sie gleichzeitig stärker in die Erwerbsarbeit eingebunden sind. Wenn Frauen neben der reproduktiven Arbeit gleichermaßen an der Lohnarbeit beteiligt sind, kommt es zur Doppelbe-

lastung (Bock und Duden 1977: 168f.). Durch die Betonung „traditioneller“ Werte wie „Familienstolz“ und „Familienzusammenhalt“ können solche Rollenverteilungen wieder aufgewertet und festgeschrieben werden.

Die Frage nach der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie wird auch in CSAs zu einem wichtigen Thema. Zwei der Frauen, die am Hof mitarbeiten, müssen regelmäßig die Arbeit unterbrechen, um beispielsweise Kinder vom Kindergarten abzuholen. Die Doppelbelastung durch Familie und Lohnarbeit wird in den Interviews von Seiten der Frauen durchaus thematisiert, die Mitarbeit am Hof zugunsten der reproduktiven Arbeit ganz aufzugeben scheint jedoch nicht infrage zu kommen (Interviews 1 und 2). Somit gibt es zwar keine geschlechterbasierte Arbeitsteilung, was die Arbeit am Hof selbst betrifft - hier sind Frauen oder Männer nicht speziell für bestimmte Arbeiten zuständig. Die Arbeit am Hof tritt jedoch in Konflikt mit dem Familienleben, solange es außerhalb der Hofarbeit stattfindet.

Dass eine vorkapitalistische Produktionsweise, in der Produktion und Konsum nicht getrennt waren und Erwerbstätigkeit und Hausarbeit eine Einheit bildeten, nicht romantisiert werden darf, sollte selbstverständlich sein. Die Einbeziehung sämtlicher Familienmitglieder, auch der Kinder, in alle Formen der Arbeit war früher notwendig, da die Rente für den Gutsherren erwirtschaftet werden musste, von dem der gesamte Haushalt abhängig war. Das historische Beispiel zeigt jedoch, dass eine Trennung von Produktions- und Reproduktionsarbeit noch nicht immer vorhanden war. Auch hier existierten Formen komplementärer Arbeitsteilung, die jedoch nicht auf der Unterscheidung von bezahlter und unbezahlter Arbeit beruhten (Bock und Duden: 125ff., 130).

Wie aber sehen progressive Formen der Organisation von Arbeit aus, die einer Abwertung von unbezahlter gegenüber bezahlter Arbeit entgegenwirken und nicht zu einer geschlechtsspezifischen Aufteilung führen?

Einen Ansatz bietet die von Frigga Haug entwickelte „Vier-in-Einem-Perspektive“, die sich mit solchen Fragen auseinandersetzt und ein Modell für zukünftige Formen der Arbeitsorganisation entwirft. Sie macht vier Hauptbereiche menschlicher Tätigkeit aus, die in diesem Modell verknüpft werden sollen: die „Erstellung und Verwaltung von Lebensmitteln“, die „Arbeit an Menschen und an Natur“, die „Entwicklung eigener vielfältiger Fähigkeiten“ sowie die „politische Betätigung“ (Haug 2011: 125f.).

Die Vier-in-Einem-Perspektive setzt eine grundlegende Umstrukturierung des Zeitregimes voraus, die eine strikte konzeptuelle Trennung von Lohn- oder Erwerbsarbeit, reproduktiver Arbeit und kreativen Freizeitaktivitäten überwinden soll. Eine Balance zwischen allen genannten Aspekten, deren Verknüpfung sowie vor allem der gerechte Einbezug aller Menschen in einer Gemeinschaft sind das Ziel, um die realpolitische Handlungsfähigkeit aller zu stärken. Notwendig zur Umsetzung der Vier-in-Einem-Perspektive sei, so Haug, die Reduktion der Erwerbsarbeitszeit auf ein Viertel der gesamten, dem Menschen zur Verfügung stehenden Zeit. Sie geht hierbei von etwa 16 Stunden am Tag aus, woraus sich eine vierstündige Erwerbsarbeitszeit pro Tag ergäbe. So würden genug Arbeitsplätze geschaffen, um alle arbeitsfähigen Menschen einzubeziehen (Haug 2011: 125f.). Das Konzept basiert auf einer Aufwertung der Teilzeitarbeit, die noch die Beschäftigung mit anderen essenziellen Dingen erlaubt. Das Vorhandensein von Arbeitslosigkeit sieht sie nicht als Anzeichen dafür, dass mehr Wachstum und damit mehr Produktion gebraucht wird, um neue Arbeitsplätze zu schaffen. Vielmehr sei sie ein „Nachweis, dass sich die Produktivkräfte der Arbeit soweit entwickelt haben, dass wir die notwendige Arbeitszeit, die für das Leben ausgegeben werden muss, erheblich reduzieren können“ (Haug 2011: 123). Die Furcht vor kürzeren Arbeitszeiten sieht sie in der kapitalistischen Form der Lohnarbeit begründet, in der eine Reduktion der Arbeitszeit mit einem Verlust an Prestige und Lebensstandard assoziiert werde. Dementgegen geht Haug von einer Verbesserung der Lebensqualität aus, indem die übrige Zeit beispielsweise zur Entfaltung sozialer Fähigkeiten genutzt werden könne, die bisher den Frauen überlassen ist. Die Care- oder Reproduktionsarbeit, genau wie die bisher eher männlich konnotierte politische Betätigung, sei Aufgabe aller Menschen, unabhängig von ihrem Geschlecht. Zuletzt verbleiben in ihrem Konzept die restlichen vier Stunden für Muße und Genuss. Dass diese Zeiteinteilung keinem festgelegten Stundensystem folgt, sondern sich die einzelnen Bereiche überschneiden und je nach Möglichkeit und Bedarf über den Tag verteilt werden, ist offensichtlich (Haug 2011: 126).

In einer solchen Zukunftsperspektive könnte die in einem Interview erwähnte Vision des Hofes als „Zweitwohnsitz“ (Interview 1) umsetzbar sein. Wenn Menschen die Zeit dazu hätten, sich öfter am Hof aufzuhalten, könnte hier auch ein Großteil des sozialen Lebens außerhalb der Erwerbsarbeit gemeinsam gestaltet werden. Kinder könnten mitgebracht werden, hätten Spielpartner*innen und Aufsichtspersonen, ohne dass diese Aufgaben auf eine bestimmte Gruppe festgelegt wären.

Henderson und Van En sprechen sich auch dafür aus, die Kinder in die Arbeit am Hof mit einbeziehen, sobald sie alt genug sind und sofern sie das selbst möchten. Dies wird von den Autorinnen als wünschenswerte erzieherische Maßnahme betrachtet, durch die die Kinder Verantwortung lernen, familiären Zusammenhalt und die Nähe zum Land spüren sowie eine aktive Gestaltung des Alltags erleben sollen, anstatt zu „*couch potatoes*“ (Henderson und Van En 2007: 85) erzogen zu werden. So könnten sie bei der Herstellung und Zubereitung von Lebensmitteln zusehen oder mithelfen und dadurch einen anderen Umgang mit ihnen lernen.

Gabriele Sorgo unterstreicht, dass mit der zunehmenden Bewegung von Frauen „vom Herd weg an die Produktionsstätten“ (Sorgo 2010: 60) die Verantwortung für die Essenszubereitung nicht etwa gleichmäßig auf beide Geschlechter aufgeteilt, sondern vielmehr vom Markt übernommen wurde. So könnten mittlerweile mit Fertigprodukten schnelle Gerichte „gezaubert“ werden, was jene Form des Kochens sei, die Kinder heute lernen (Sorgo 2010: 60f.). Auch Martina Kaller-Dietrich sieht mit dem Verlernen des Kochens einen weiteren Schritt in Richtung Abhängigkeit von der Lebensmittelindustrie. Während die Zubereitung von Gerichten aus frischen Zutaten langfristig billiger sei als eine Versorgung mit Fertiggerichten, bliebe vielen Menschen heute nichts anderes übrig, da sie nicht mehr selbst kochen könnten (Kaller-Dietrich 2010: 109).

Haug's Vier-in-Einem-Perspektive und ähnliche Modelle, die auf die Aufhebung der Zweiteilung von Arbeit und Freizeit abzielen, könnten auch zu Verbesserungen in der Alters- und Gesundheitsvorsorge beitragen. Das Konzept des „produktiven Alterns“, das François Höpflinger entwirft, basiert ebenfalls auf einer Aufgliederung der menschlichen Tätigkeitszeit. Es wird eine Verkürzung der täglichen Erwerbsarbeitszeit zugunsten der Erholung, der Reproduktionsarbeit und produktiven Tätigkeit im Haushalt sowie des sozialen Engagements jeder oder jedes Einzelnen angestrebt. Dies soll ermöglichen, die Lebensarbeitszeit nach oben hin auszudehnen und so Engpässen im Rentensystem entgegenzuwirken, die aufgrund der zunehmenden demografischen Alterung mancherorts entstehen (Höpflinger 2010: 60ff.). Während früher alte Menschen genau wie Kinder selbstverständlich in die Produktions- und Reproduktionsarbeit im Haushalt oder am Hof mit einbezogen wurden (Bock und Duden: 125ff.), werden sie heute oft zum Pflegefall – auch aufgrund der längeren durchschnittlichen Lebenszeit. In einer Postwachstumsgesellschaft wäre ein nicht-monetärer Generationenvertrag gefragt, der auf Solidarität basiert. Würde jeder Mensch einen Teil seiner täglichen Zeit für die Pflegearbeit aufwenden,

könnte ein Mangel an Pflegekräften behoben und einer zunehmenden Privatisierung dieses Sektors entgegengewirkt werden (Höpflinger 2010: 60ff.).

Sowohl Alters- als auch Gesundheitsvorsorge sollen unabhängiger von wirtschaftlichem Wachstum gestaltet werden, indem sie als Anliegen aller Menschen betrachtet und nicht an Expert*innen ausgelagert werden. Das Gesundheitssystem, das derzeit stark auf die Behandlung von Symptomen mithilfe der Schulmedizin ausgerichtet ist, sollte stattdessen auf den Erhalt der Gesundheit abzielen, so Hans-Peter Studer. Durch integrative Medizin, die als Krankheitsursachen auch Stress, Überarbeitung, Umweltschadstoffe oder soziale Probleme fokussiert, könnten langfristig Behandlungskosten gesenkt werden. Eigenkompetenz und -verantwortung von Patient*innen könnten dadurch unterstützt werden, dass diese über mehr Zeit für die Weiterbildung hinsichtlich einer gesunden Lebensweise verfügen (Studer 2010: 71ff.). Am Gärtnerhof Ochsenherz zeigt sich diese Tendenz unter anderem darin, dass sich einige Mitarbeiter*innen und Ernteteiler*innen mit alternativen Heilmethoden beschäftigen und sich bei der Feldarbeit darüber austauschen. Lebenslanges Lernen für die Arbeit bis ins höhere Alter sowie für die Prävention von Krankheiten sollte nicht auf die wirtschaftliche „Verwertbarkeit“ und Produktivität von Menschen ausgerichtet sein, sondern auf eine selbstbestimmte, aktive Lebensgestaltung (Höpflinger 2010: 60; Studer 2010: 67).

Formen des solidarischen Wirtschaftens wie CSA zielen darauf ab, alle Menschen stärker in die Arbeitsprozesse mit einzubeziehen, unabhängig von ihrem Alter. Nicht nur die landwirtschaftliche Arbeit selbst, auch organisatorische Aufgaben, die Betreuung von Kindern, die Verpflegung von Mitarbeiter*innen und Ähnliches könnten von CSA-Mitgliedern übernommen werden und ihr finanzieller Beitrag dadurch verringert.

7 Fazit: CSA als gegenhegemoniales Projekt?

Die Probleme, die von CSAs und ähnlichen Bewegungen angesprochen werden, sind nicht lokal oder national beschränkt oder betreffen nur eine bestimmte Gruppe von Menschen. Es geht um Abhängigkeit und Ungleichheit, die auf der ganzen Welt in verschiedenen Ausprägungen

und Formen auftritt, da sie aus der kapitalistischen Wirtschaftsweise resultiert, die allerorts institutionell abgesichert ist.

Die Lösung solcher globalen Probleme würde strukturelle Veränderungen erfordern, die nicht mit einer Symptombekämpfung, etwa im Sinne eines „grünen Wachstums“ erzielt werden, sondern sämtliche Krisenursachen aufgreift, die miteinander verknüpft sind:

These structural changes will have to tackle all aspects of the crises at once: they will have to decouple livelihoods from the function of human beings to valorise capital, from the commodity form, from selling and buying; they will have to reduce social domination as it appears in the form of sexism, racism, ageism, the repression of disabled peoples, etc., and as it culminates in a specific apparatus of domination called the state. They will have to reorganise the symbolic and material aspects of societal relations with nature, that is, of the way of appropriating, transforming and distributing the products of nature by social labour. (Exner 2013: 200)

Ein übergeordnetes Ziel vieler gegenhegemonialer Bewegungen sei es, so Brand, soziale und politische Gestaltungschancen zurückzugewinnen. Dies könne nur im Kontext der eigenen Lebensverhältnisse versucht werden, jedoch sei die Berücksichtigung größerer (globaler) Zusammenhänge essenziell. Das Ziel dürfe nicht ein „neo-fordistischer Wohlfahrtsstaat“ sein (Brand 2005: 199), ebenso wenig wie eine Neuauflage des Sozialismus, in der der Staat die Bedürfnisse der Bevölkerung bestimmt. Neue Alternativen des Wirtschaftens werden dagegen häufig in anderen Formen von kollektivem Besitz und von Kooperation gesucht, die auf Partizipation und Selbstorganisation basieren (Abramsky 2009: 96).

CSA bietet eine Möglichkeit, solche Vorstellungen von kooperativem und partizipatorischem Wirtschaften ein Stück weit umzusetzen. Welches Potenzial CSA als Teil einer gegenhegemonialen Bewegung haben kann, wird hier noch einmal veranschaulicht.

Der Zugang über die Regulations- und Hegemonietheorien wurde gewählt, weil sie eine Basis für das Verständnis einer Systemkritik bilden, die sich nicht nur in der CSA-Praxis widerspiegelt, sondern auch mehr oder weniger explizit in Gesprächen und Interviews ausgesprochen wurde. Vorstellungen von Waren- und Arbeitswert und eine kritische Einstellung gegenüber wirtschaftlichen Wachstumszwängen wurden immer wieder thematisiert. Sie werden von den Akteur*innen selbst im Hinblick auf Ernährungssouveränität verortet, gehen jedoch in ihrer Kritik an marktabhängigen Formen des Wirtschaftens im Allgemeinen noch darüber hinaus. So finden sich diverse wachstums- und kapitalismuskritische Tendenzen im CSA-Konzept vereint, die es in der alltäglichen Arbeit auch gegen Widerstände umzusetzen gilt.

Gefordert wird etwa ein neues Verständnis von Arbeit, das nicht allein mit dem Verdienen von Geld verknüpft ist sowie ein neuer Zugang zu Produkten des täglichen Gebrauchs, deren Warenform abgelehnt wird und die eine neue Wertschätzung erfahren sollen, indem direkt oder indirekt an ihrer Produktion teilgenommen wird.

Die Abkehr von der Produkt-Preis-Relation ist ein zentrales Ziel von CSA. Jener Beitrag, den Ernteteiler*innen monatlich oder halbjährlich im Voraus bezahlen, sollte sich allein nach dem Budget richten, das der Hof zum Fortbestehen und Arbeiten braucht. Im Gegenzug sollen die Konsument*innen auch nicht eine festgelegte Menge an Lebensmitteln erhalten, die dem Geldwert dessen entsprechen würde, was sie „bezahlt“ haben. Vielmehr wird die gesamte Ernte unter allen Beteiligten gleichermaßen aufgeteilt. Dabei geht es nicht darum, so viele Menschen wie möglich zu versorgen, sondern den tatsächlichen Bedarf der Mitglieder zu decken.

Eine zentrale Herausforderung für die CSA-Praxis ist dabei, dass der eigene Bedarf ausgelotet und definiert werden muss. Eine Aufgabe, die heute immer mehr von Expert*innen oder Konzernen für uns übernommen wird und deshalb vielen Menschen nicht leicht fällt. Denn es muss auch Verantwortung übernommen werden für die Bestimmung eigener Ziele und Wünsche und dementsprechend für die Handlungen, die zu ihrer Erfüllung unternommen werden. Die Verantwortung kann nicht abgegeben werden, an „die Politik“ oder „die Wirtschaft“. Das Übernehmen von sozialer Verantwortung beginnt bei den alltäglichen Überlegungen, im CSA-Fall etwa:

Wie viel Gemüse brauche ich wirklich in einer Woche? Wie viel kann ich nehmen, damit für die anderen noch genügend übrig bleibt? Schränke ich durch die Auswahl möglichst verschiedener Sorten das Recht der anderen auf Vielfalt ein? Wie sich im Fall des aufgelassenen Abholstandorts in der Food Coop gezeigt hat, ist ein gewisses Maß an sozialer Kontrolle und Nähe nötig, um ein solidarisches Verhalten der Mitglieder zu fördern. Je mehr Interaktion und persönlicher Kontakt, desto eher lernt man, die Bedürfnisse der anderen zu schätzen und zu berücksichtigen.

Auf der anderen Seite gilt es für die Hof-Mitarbeiter*innen herauszufinden, wie viel ihrer persönlichen Energie sie in die Arbeit am Gärtnerhof stecken wollen. Es wurde bei allen Feldaufenthalten sichtbar, dass es für die Mitarbeiter*innen nicht lediglich ein Arbeitsverhältnis ist, ein Job, zu dem man morgens kommt und nach etwa acht Stunden wieder nach Hause fährt. Die Gruppendynamik und die Freundschaften, die entstehen, gehören zu den wichtigsten Kompo-

nennten der Hofarbeit. Wie man jedoch den Wert dieser Arbeit bestimmen soll, ist eine schwierige Frage, und über die Antwort sind sich nicht alle einig. Während unter anderem das Gela-Gremium Wert legt auf die Orientierung am Kollektivvertrag, wünschen sich andere die Möglichkeit, selbst zu bestimmen, was Arbeit für sie bedeutet und ob für diese wirklich ein Preis festgelegt werden kann (Tagungsprotokoll; Interview 4).

Ein weiterer zentraler CSA-Gedanke ist die Befreiung vom Wachstums- oder Spezialisierungszwang, dem viele Kleinbäuerinnen und Kleinbauern ausgesetzt sind. Dies kann in gewissem Maße über das Vorfinanzierungssystem erreicht werden, das die Produktion von einer theoretisch unbegrenzten Marktnachfrage abkoppelt und stattdessen zu Beginn eines jeden Wirtschaftsjahres ein Budget festlegt, sowie die Gruppe von Abnehmer*innen, die hierfür aufkommt. So soll auch die Gela Ochsenherz nicht mehr weiter wachsen, sondern bei einer Zahl von 250 Ernteanteilen bleiben (URL 5; Versammlungsprotokoll).

Das System der Beiträge, durch welches eine größere finanzielle Sicherheit gegeben ist, ermöglicht auch ein besseres Haushalten mit dem vorhandenen Budget und damit eine geringere Arbeitslast aufgrund der besseren Planungsmöglichkeiten. Es kann mehr Vielfalt geboten werden und die arbeitsintensive Produktionsweise ermöglicht es, einige Arbeitsplätze über das ganze Jahr hinweg anzubieten. Bei Ernteschäden oder aber Ernteüberschüssen bleiben die Produzent*innen weder auf den Kosten noch auf überschüssigen Produkten sitzen. Darüber hinaus können größere, unerwartet anfallende Kosten eher getragen werden, ohne dass der Hof in größere Schwierigkeiten gerät – gerade auch durch zusätzliches Engagement der Gela-Mitglieder. Letztlich sind CSA-Bauern und -Bäuerinnen durch die Vorfinanzierung relativ unabhängig von Lebensmittelpreisen am Weltmarkt, da kein direktes Konkurrenzverhältnis mit anderen Produzent*innen besteht.

Auf der Internetseite des Buschberghofs in Deutschland heißt es: „Vom Zwang der anonymen, mengenbezogenen Produktion befreit, können die Landwirte sich völlig auf eine qualitative Versorgung ihrer Mitglieder konzentrieren“ (URL 3). Es wird ausdrücklich eine Form der Produktion abgelehnt, die sich auf Profite durch den Verkauf von Waren an anonyme Kund*innen über den Markt ausrichtet.

Darin steckt auch eine allgemeine Kritik an den Prinzipien der heutigen Geldwirtschaft. Den Preis eines Produktes als seine objektive Eigenschaft zu bestimmen funktioniert nur, solange er

über den Marktmechanismus des anonymen Austauschs ermittelt werde. Eine faire Preisgestaltung könne es jedoch nur geben, wenn sich Konsument*innen der Tatsache bewusst sind, dass der Preis eines Produktes über die Existenz der Produzent*innen entscheidet. Im Gegenzug müssen bei der Preisgestaltung auch die finanziellen Ressourcen berücksichtigt werden, die den Verbraucher*innen zur Verfügung stehen (Exner und Kratzwald 2012: 86).

Wie aus den Forschungsergebnissen hervorgeht, kann eine fairere Preisgestaltung über die direkte Interaktion von Ernteteilerinnen und Ernteteilern mit den Produzent*innen im CSA-Modell teilweise erreicht werden. Dies gilt vor allem für die Seite der Produzent*innen, für die eine größere finanzielle Sicherheit durch dieses System erzielt wird. Auf der anderen Seite ist die Höhe der Beiträge für die Ernteanteile allerdings sicher ein Grund, weshalb CSA eine große Zahl von Menschen ausschließt, die sich diese Beiträge nicht leisten können.

In der Form der Lohnarbeit, deren Bezahlung sich am Kollektivvertrag orientiert und damit an gesellschaftlich festgelegten abstrakten Werten, liegt eine weitere Grenze für die völlige Abkehr von Produkt-Preis-Relationen. Dadurch, dass die so berechneten Löhne einen festen Bestandteil des Jahresbudgets der CSA-Höfe ausmachen, ist es schwierig, die Beiträge völlig flexibel an die finanziellen Möglichkeiten der Ernteteiler*innen anzupassen. Dasselbe gilt jedoch auch für einen Teil der anderen Produktionsmittel: Über die Preise von Gerätschaften, Transportmitteln und Kraftstoffen für deren Betrieb, kann nicht selbst bestimmt werden. Insofern sind der flexiblen Gestaltung der Mitgliedsbeiträge durch die Marktpreise dieser Güter Grenzen gesetzt. Es kann jedoch versucht werden, möglichst unabhängig vom Zukauf kapitalintensiver Produktionsmittel zu sein. Großes Potenzial ergibt sich hierbei etwa bei der Saatgutvermehrung, durch die der Gärtnerhof Ochsenherz bereits ca. 80% seines Bedarfs selbst deckt (Tagungsprotokoll 2).

Durch die Vergemeinschaftung von Produktionsmitteln wie Grund und Boden, anderer natürlicher Ressourcen sowie Werkzeug und Gerätschaften kann erreicht werden, dass die Zukunft von CSA-Höfen nicht von einer einzelnen Person abhängig ist, sondern über lange Zeit hinweg gemeinschaftlich gesichert werden kann. Das Prinzip des *Commoning*, also des gemeinsamen Nutzens von Ressourcen, die als Gemeingüter bezeichnet werden, bildet einen wichtigen Bestandteil der Theorie und Praxis des solidarischen Wirtschaftens. Neben materiellen Ressourcen können auch Formen von Wissen als *Commons* gelten, genauso wie das Recht auf die Nutzung bestimmter Räume, Orte und Landflächen (Bollier 2009: 28). *Commoning*, als eine Form

des gemeinsamen Aushandelns von Nutzungsrechten, soll das menschliche Potenzial zu einer fairen Zusammenarbeit sowie zu einer Symbiose zwischen Mensch und Natur betonen und auf „den Schutz gegen die Verbetriebswirtschaftlichung von allem und jedem“ abzielen (Helfrich und Bollier 2012: 21). Einer fortschreitenden Einhegung von *Commons* durch die Einschränkung von Nutzungsmöglichkeiten oder von Nutzungsrechten durch die Privatisierung oder Kommerzialisierung gemeinsam genutzter materieller oder geistiger Ressourcen soll entgegengewirkt werden (Helfrich und Bollier 2012: 16).

Eine Mitarbeiterin äußert im Interview die Hoffnung, dass sich die Ernteteiler*innen noch stärker mit diesen Themen auseinandersetzen würden. Zurzeit habe sie den Eindruck, dass viele in der CSA hauptsächlich das gute Bio-Gemüse sähen, jedoch wenig über die politischen Ziele und Hintergründe wüssten. Allerdings, so erzählt sie weiter, würden bereits immer wieder Gela-Mitglieder zum Gedankenaustausch an den Hof kommen, und um sich Informationen über dessen Arbeit zu besorgen. Sie nennt das lachend den „weltverbesserlichen“ Aspekt, wenn auf der einen Seite die „Gelas“ beseelter vom Hof wegführen und es auf der anderen Seite den aktiven Mitarbeiter*innen Mut mache zu sehen, dass die eigene Arbeit funktioniere und etwas bewirken könne (Interview 1). Daher ist es auch ein wichtiges Anliegen, die Ziele des Hofes immer wieder zu besprechen, auszuhandeln und zu formulieren, um sie auch den Gela-Mitgliedern näher zu bringen (Interviews 1, 2 und 4).

Um sich gesellschaftlicher Probleme und Schwierigkeiten bewusst zu werden, kann eine theoretische Auseinandersetzung mit ihren Ursprüngen und inneren Zusammenhängen hilfreich sein. Ulrich Brand meint, kritische Gesellschaftstheorie könne zwar nicht unbedingt als Ausgangspunkt emanzipatorischen praktischen Handelns dienen, sei jedoch notwendig, um sich Klarheit über die „gesellschaftlich-historische Situation“ zu verschaffen, in der man sich selbst als Akteur oder Akteurin befindet. Dies sei eine Voraussetzung für das Hinterfragen scheinbar unveränderlicher gesellschaftlicher Verhältnisse und die Erkenntnis, dass alle Macht- und Herrschaftsverhältnisse historisch von Menschen geschaffen und somit auch durch sie veränderbar seien (Brand 2005: 25). Viel Potenzial dafür hätte CSA durch eine stärkere Interaktion mit den Ernteteiler*innen, die auf Bewusstwerdung abzielt, damit die Hintergründe von CSA über die Versorgung mit guten Bio-Produkten hinaus von allen Mitgliedern erkannt werden. Die Menschen, die aktiv an CSAs beteiligt sind oder sich theoretisch mit solchen Formen des Wirtschaftens auseinandersetzen, formulieren teilweise sehr ambitionierte Ziele für die Zukunft:

Im Rahmen der SoLaWi-Tagung werden auf die Frage nach den Zukunftsvisionen für CSA-Zielvorstellungen verkündet, die etwa ein vollständiges Ersetzen der industriellen Landwirtschaft anvisieren. „Ein weiterer Wunsch ist, dass ‚CSA so selbstverständlich ist wie der Billa am Eck‘, wobei damit nicht gemeint ist, dass es ein CSA-Regal in jedem Supermarkt gibt, sondern dass ein selbstorganisiertes, weitgehend ‚ohne Geld und Gegenrechnen‘ funktionierendes Versorgungswesen eine Selbstverständlichkeit wird“ (URL 10, Herv. i. O.). Dass CSA in näherer Zukunft eine Selbstverständlichkeit wird, ist recht unwahrscheinlich, da es innerhalb der gegebenen ökonomischen Strukturen zwangsläufig noch viele Menschen von der Teilhabe ausschließt. Eine solche Selbstverständlichkeit wäre auch kaum zielführend.

Diskussionen über eine wünschenswerte Zukunft sollten immer stattfinden und sich nicht mit der Negativitätsanalyse etablierter Strukturen zufrieden geben. Sie sollten sich unter anderem auch mit dem Respekt gegenüber anderen Denk- und Handlungsweisen befassen. Dies wurde auf der SoLaWi-Tagung von einer Arbeitsgruppe hervorgehoben wird (Tagungsprotokoll 1). Ein emanzipatorisches Projekt kann keines sein, das anderen gegen deren Willen aufoktroziert wird. Es bedarf auch, so Ulrich Brand, nicht eines Masterplans, der herrschenden post-neoliberalen Ansätzen und Diskursen gegenübergestellt wird. „Entwicklungen hin zu einer freien, gerechten und nachhaltigen Gesellschaft können nicht von den jeweils konkreten Lebensumständen und den dort bestehenden Ambivalenzen abstrahieren. Sonst schlägt emanzipatives Denken wieder in eine vermeintliche ‚Wahrheit‘ um“ (Brand 2005: 207, Herv. i. O.).

Es sollte nicht das Ziel solcher Projekte sein, anders denkenden Mitmenschen vorzuschreiben, wie man sich richtig verhält, oder sich selbst durch die eigenen Handlungsweisen eine moralische Überlegenheit zu konstatieren. Wer regionale Bio-Lebensmittel bezieht, wird dadurch nicht automatisch zu einem besseren Menschen (Kaller-Dietrich 2010). Es sollte berücksichtigt werden, dass viele sich eine solche Ernährungsweise (noch) nicht leisten können oder wollen und sie in diesem Sinne nicht als Leitbild für eine gesamte Gesellschaft gelten kann.

Ein *gegenhegemoniales* Projekt kann nur eines sein, das nicht versucht, sich auch gegen jegliche Widerstände zum vermeintlichen Interesse aller zu machen, sondern eines, das vielfältige Formen der Existenz und des Umgangs mit Problemen berücksichtigt. Durch Initiativen wie CSA können vor allem Handlungsoptionen aufgezeigt werden, die mit Sicherheit ausbaufähig sind, die aber dennoch eine Möglichkeit der Veränderung repressiver Strukturen und hegemonialer Machtverhältnisse darstellen. Ein Potenzial von CSA kann darin bestehen, dass diese Form des

Wirtschaftens versucht, möglichst viele Menschen wieder aktiv in den Prozess der landwirtschaftlichen Produktion mit einzubeziehen oder ihnen diesen zumindest näher zu bringen. So kann eine neue Wertschätzung gefördert werden, gegenüber menschlicher Arbeit, menschlicher Gemeinschaft sowie der Gemeinschaft von Mensch und Natur durch die Anerkennung natürlicher Wachstumszyklen und Prozesse. Diese Wertschätzung bildet die Grundlage für eine kritische Auseinandersetzung mit einer profitorientierten Ökonomie, die an die Stelle jener Wertschätzung eine Inwertsetzung menschlicher Beziehungen und der Natur setzt und an die Stelle von tatsächlichen Gebrauchswerten einen abstrakten Preis. Somit bildet sie auch die Basis für die Reflexion eigener Handlungen, die zur Reproduktion dieses Systems beitragen können – ebenso führt sie zu seiner Veränderung und damit zu mehr Selbstbestimmung.

8 Forschungsausblick

Community Supported Agriculture, die sich als solidarische Form des Wirtschaftens versteht, sollte noch Folgendes untersuchen: Auf welchem Wege können mehr interessierte Menschen in solche Modelle eingebunden werden? Denn wenn es sich nicht lediglich um ein Elitenprojekt handeln soll, sondern um eine zukunftsfähige Wirtschaftsform, sollten Wege gefunden werden, auch Menschen mit geringerem Einkommen den Zugang zu ermöglichen.

Die bereits vieldiskutierte Vernetzungsfrage bleibt für die CSA-Forschung interessant: Während sich viele Akteur*innen sicher sind, dass eine stärkere Vernetzung zwischen CSAs und zwischen CSA-Höfen und anderen Initiativen alternativen Wirtschaftens oder sozialen Projekten wünschenswert wäre, bestehen auch Zweifel. So wird etwa befürchtet, durch die Vernetzung über eine zentrale Vernetzungsplattform ginge die Eigenständigkeit der einzelnen Projekte verloren und würde durch die Einbettung in größere, zentralisierte Strukturen einem „höheren Interesse“ untergeordnet – und somit anfällig für eine Vereinnahmung von außen (Tagungsprotokoll 1). Welche Aspekte einer Vernetzung hilfreich wären, wie etwa der Erfahrungsaustausch, und wodurch eine zu starke Vereinheitlichung verhindert werden könnte, wären ebenfalls Forschungsfragen, denen noch weiter nachgegangen werden könnte.

Konzepte des alternativen Wirtschaftens, wie jenes der Ernährungssouveränität oder der Postwachstumsökonomie, zielen vor allem auf eine Stärkung der lokalen oder regionalen landwirtschaftlichen Produktion ab. Welche Auswirkung die Durchsetzung solcher Programme für Regionen und Wirtschaftsformen hätte, die derzeit stark vom Warenexport abhängig sind, sollte genauer untersucht werden. Die Frage nach einer Verantwortung des globalen Nordens gegenüber dem globalen Süden im Hinblick auf historisch geschaffene wirtschaftliche und politische Abhängigkeiten bleibt bestehen. Durch die starke Exportorientierung mancher Regionen sind diese in eine nachhaltige Abhängigkeit von den Abnehmern im globalen Norden geraten, die sich nicht so leicht wieder aufheben lassen wird. Ebenso kann aber nicht an bestehenden Handelsstrukturen festgehalten werden, die auf ausbeuterischen Praktiken basieren und die Fragen des Zugangs zu Land und Produktionsmitteln nicht berücksichtigen. Daher sollte bei der Suche nach neuen und sozial und ökologisch gerechteren Formen des Wirtschaftens die Frage nach internationalen Beziehungen nicht aus dem Blick geraten, auch wenn Relokalisierungsprozesse auf den ersten Blick vielversprechend erscheinen.

Eine zentrale Frage ist auch, welche konkrete Rolle staatliche Institutionen bei der Durchsetzung alternativer Wirtschaftsformen gegenüber einem vermeintlich grünen Kapitalismus haben können. Denn zurzeit scheint letzterer mit seinem „grünen Wachstum“ Priorität zu haben. Wenn neue Organisationsformen des sozialen Zusammenlebens etabliert werden sollen, muss auch darauf geachtet werden, dass nicht lediglich Verantwortungen an eine neue Gruppe von Akteur*innen abgetreten werden. So können nicht etwa Frauen als Hauptverantwortliche für die Durchsetzung solidarischer und kooperativer Formen des Wirtschaftens verantwortlich sein, weil ihnen eine „natürliche soziale Veranlagung“ oder ähnliches zugeschrieben wird (Scholz 2010). Genderfragen müssen für dieses Forschungsgebiet eine zentrale Rolle spielen.

Hiermit zusammen hängt auch die Frage nach dem Übergang von monetären zu nicht-monetären Formen der Gesundheits- und Altersvorsorge, die auf dem Engagement aller basieren. Wie könnte eine stärkere Verschränkung von Erwerbsarbeit mit Formen nicht bezahlter Arbeit stattfinden, sodass einem Mangel an Pflegekräften und einer Prekarisierung von Care-Arbeit entgegengewirkt wird?

Diese und ähnliche offene Fragen können für die weitere Forschung zu alternativen Formen des Wirtschaftens interessant sein und dazu beitragen, bestehende Konzepte weiterzuentwickeln.

Verwendete Literatur

- ABRAMSKY, Kolya (2009): Energy, Crisis and World-wide Production Relations. In: Brand, Ulrich, Nicole Bullard, Edgardo Lander und Tazio Müller (Hrsg.): *Contours of Climate Justice. Ideas for shaping new climate and energy politics. Critical Currents* 6: 92-100.
- ADAM, Katherine (2006): *Community Supported Agriculture*. ATTRA – National Sustainable Agriculture Information Service. <https://attra.ncat.org/attra-pub/viewhtml.php?id=262>, zuletzt aufgerufen am 26.08.2014.
- AHMED, Saleem (1995): Japan's Alternative Farming Approaches: Farmer-Distributor-Consumer Linkages. *Ambio* 24 (6): 379-380.
- ALTVATER, Elmar (1991): *Die Zukunft des Marktes. Ein Essay über die Regulation von Geld und Natur nach dem Scheitern des „real existierenden“ Sozialismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- ALTVATER, Elmar und Margot GEIGER (2013): Exiting the multiple crises through 'green' growth? In: Exner, Andreas, Peter Fleissner, Lukas Kranzl und Werner Zittel (Hrsg.): *Land and Resource Scarcity. Capitalism, struggle and well-being in a world without fossil fuels*. London/New York: Routledge. 6-29.
- ATZMÜLLER, Roland, Joachim BECKER, Ulrich BRAND, Lukas OBERNDORFER, Vanessa REDAK und Thomas SABLÓWSKI (2013): Einleitung – Lesarten kapitalistischer Entwicklung. In: dies. (Hrsg.): *Fit für die Krise? Perspektiven für die Regulationstheorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-21.
- BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika (2003): Wovon leben unsere Städte wirklich? Subsistenzorientierung statt Geldorientierung. In: Von Werlhof, Claudia, Veronika Bennholdt-Thomse und Nicholas Faraclas (Hrsg.): *Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung*. Wien: Promedia. 242-254.
- BERNSTEIN, Henry (2014): Food sovereignty via the 'peasant way': a sceptical view. *The Journal of Peasant Studies*. <http://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/03066150.2013.852082>, zuletzt aufgerufen am 30.09.2014.
- BIESECKER, Adelheid (2011): Vorsorgendes Wirtschaften. Ökonomie für gutes Leben statt für Wachstum. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 75-84.
- BOCK, Gisela und Barbara DUDEN (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. in: Annemarie Tröger (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976*. Berlin: Courage-Verlag. 118-199.
- BOLLIER, David (2009): Gemeingüter – eine vernachlässigte Quelle des Wohlstands. In: Helfrich, Silke und Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter*. München: oekom. 28-38.
- BRAND, Ulrich (2005): *Gegen-Hegemonie. Perspektiven globalisierungskritischer Strategien*. Hamburg: VSA-Verlag.
- BRAND, Ulrich und Christoph GÖRG (2005): „Nachhaltige Globalisierung?“ Sustainable Development als Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens. In: *Gegen-Hegemonie. Perspektiven globalisierungskritischer Strategien*. Hamburg: VSA-Verlag. 62-79.
- BRAND, Ulrich (2012): Green Economy and Green Capitalism: some theoretical considerations. *Journal für Entwicklungspolitik* 28 (3): 118-137.
- BRAND, Ulrich und Markus WISSEN (2013): Strategien einer Green Economy, Konturen eines grünen Kapitalismus: zeitdiagnostische und forschungsprogrammatische Überlegungen. In: Atzmüller, Roland, Joachim Becker, Ulrich Brand, Lukas Oberndorfer, Vanessa Redak und Thomas Sablowski (Hrsg.): *Fit für die Krise? Perspektiven für die Regulationstheorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 132-148.
- BREUER, Franz (2010): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- BRUNNER, Karl-Michael (2007): Ernährungspraktiken und nachhaltige Entwicklung – eine Einführung. In: Brunner, Karl-Michael, Sonja Geyer, Marie Jelenko, Walpurga Weiss und Florentina Astleithner (Hrsg.): *Ernährungsalltag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit*. Wien/New York: Springer. 1-38.
- CANDEIAS, Mario (2007): Gramscianische Konstellationen - Hegemonie und die Durchsetzung neuer Produktions- und Lebensweisen. In: Merckens, Andreas (Hrsg.): *Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis*. Hamburg: Argument. 15-32.
- CHOPLIN, Gérard, Alexandra STRICKNER und Aurélie TROUVÉ (Hrsg.) (2011): *Ernährungssouveränität. Für eine andere Agrar- und Lebensmittelpolitik in Europa*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- EXNER, Andreas (2013): De-growth Solidarity: The great Socio-ecological Transformation of the Twenty-first Century. In: Exner, Andreas, Peter Fleissner, Lukas Kranzl und Werner Zittel (Hrsg.): *Land and Resource Scarcity. Capitalism, Struggle and Well-being in a World without Fossil Fuels*. London/New York: Routledge. 185-244.
- EXNER, Andreas und Brigitte KRATZWALD (2012): *Solidarische Ökonomie und Commons. INTRO. Eine Einführung*. Wien: Mandelbaum Kritik & Utopie.
- EXNER, Andreas und Christian LAUK (2011): Das Wachstum des Kapitals – seine Grundlagen und Grenzen. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 18-30.
- GLASER, Barney und Anselm STRAUSS (2005) [1967]: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Verlag Hans Huber.
- GÖRG, Christoph (2003): *Regulation der Naturverhältnisse. Zu einer kritischen Theorie der ökologischen Krise*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- GRIMM, Fred (2006): *Shopping hilft die Welt verbessern. Der andere Einkaufsführer*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.
- HABLESREITER, Martin und Sonja STUMMERER (2010): Food Design. Über Formgebung und Gestaltung von Esswaren. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 66-89.
- HARRY, Debra und Le'a Malia KANEHE (2005): The BS in Access and Benefit Sharing (ABS): Critical Questions for Indigenous Peoples. In: Burrows, Beth (Hrsg.): *The Catch: Perspectives in Benefit Sharing*. Washington: The Edmonds Institute. 81-120.
- HAUG, Frigga (2011): Arbeit jenseits von Wachstum – Die Vier-in-Einem-Perspektive. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 121-129.
- HAYDEN, Jennifer und BUCK, Daniel (2012): Doing Community Supported Agriculture. Tactile space, affects and effects of membership. *Geoforum* 43: 332-341.
- HELFRICH, Silke und David BOLLIER (2012): Commons als transformative Kraft. Zur Einführung. In: Helfrich, Silke und Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld: Transcript Verlag. 15-23.
- HENDERSON, Elizabeth und Robyn VAN EN (2007): *Sharing the Harvest. Community Supported Agriculture*. White River Junction, Vermont: Chelsea Green Publishing Company.
- HEINRICH, Michael (1999): *Die Wissenschaft vom Wert: Die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- HOLT GIMÉNEZ, Eric und Annie SHATTUCK (2011): Food crises, food regimes and food movements: Rumbblings of reform or tides of transformation? *The Journal of Peasant Studies* 38 (1): 109-144.

- HÖPFLINGER, François (2010): Alterssicherungssysteme: Doppelte Herausforderung von demografischer Alterung und Postwachstum. In: Seidl, Irmi und Angelika Zahrt (Hrsg.): *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft*. Marburg: Metropolis-Verlag. 53-64.
- HUBER, Joseph (1979): Zwischen Supermarkt und Sozialstaat: Die neue Abhängigkeit des Bürgers. In: ILLICH, Ivan et al. (Hrsg.): *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe*. Reinbek: Rowohlt. 129-155.
- ILLICH, Ivan (1979): Entmündigende Expertenherrschaft. In: ILLICH, Ivan et al. (Hrsg.): *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe*. Reinbek: Rowohlt. 7-36.
- ILLICH, Ivan (1980): Shadow – Work. *Philosophics* 26 (2): 7-46.
- JESSOP, Bob (2001): Kritischer Realismus, Marxismus und Regulation. Zu den Grundlagen der Regulationstheorie. In: Candeias, Mario und Frank Deppe (Hrsg.): *Ein neuer Kapitalismus? Akkumulationsregime – Shareholder Society – Neoliberalismus und Neue Sozialdemokratie*. Hamburg: VSA-Verlag.
- KAISER, Gregor (2007): Geistige Eigentumsrechte an genetischen Ressourcen – weder ökologisch noch sozial gerecht. *Wuppertal papers* 164.
- KALLER-DIETRICH, Martina (2010): Wider die heimatverkorkste Richtig-Tuerei beim Essen. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 102-119.
- KAUFMANN, Stephan und Tazio MÜLLER (2009): *Grüner Kapitalismus. Krise, Klimawandel und kein Ende des Wachstums*. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- KIRCHENGAST, Christoph (2010): Geschmacksverstärker „Kulturerbe“. Zur Heredifizierung unseres Essens. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 250-273.
- KOLLER, Beate und Bernd KAJTNA (2011): Vom Tauschen, Verkaufen und Nachbauen. Saatgutgesetzgebung und bäuerliche Rechte. *ARCHE NOAH Magazin* (2): 12-14.
- LAGANE, Jean (2011): Du teiki à l'AMAP, un modèle acculturé. *Développement durable et territoires* 2 (2). <http://developpementdurable.revues.org/>, zuletzt aufgerufen am 27.09.2014.
- LEFF, Enrique (2009): Degrowth, or deconstruction of the economy: Towards a sustainable world. In: Brand, Ulrich, Nicole Bullard, Edgardo Lander und Tazio Müller (Hrsg.): *Contours of Climate Justice. Ideas for shaping new climate and energy politics*. *Critical Currents* 6: 101-107.
- LIPIETZ, Alain (1985): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise: Einige methodische Überlegungen zum Begriff „Regulation“. *Prokla* 58: 109-137.
- LONG, Norman (2001): *Development Sociology. Actor Perspectives*. London: Routledge.
- LORENZ, Stephan (2006): Biolebensmittel und die ‚Politik mit dem Einkaufswagen‘. In: Lamla, Jörg und Sighard Neckel (Hrsg.): *Politisierter Konsum – konsumierte Politik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 91-112.
- MARX, Karl (1979) [1867]: *Das Kapital*. Erster Band. MEW 23. Berlin: Dietz Verlag.
- MERCHANT, Carolyn (1994): *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. München: C.H.Beck.
- MERKENS, Andreas (2006): Hegemonie und Gegen-Hegemonie als pädagogisches Verhältnis. Antonio Gramscis politische Pädagogik. *Hamburger Skripte* 15: 4-22.
- PAECH, Niko (2010): Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz. *Zeitschrift für Sozialökonomie* 47 (166/167): 33-40.
- PAECH, Niko (2011): Vom vermeintlich nachhaltigen Wachstum zur Postwachstumsökonomie. Die Wachstumsfrage als blinder Fleck innerhalb der Wirtschaftswissenschaften. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara

- Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 31-42.
- PASCHUKANIS, Eugen (1970) [1924]: *Allgemeine Rechtslehre und Marxismus. Versuch einer Kritik der juristischen Grundbegriffe*. Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- PLANK, Leonhard und Cornelia STARITZ (2009): Introduction: global commodity chains and production networks – understanding uneven development in the global economy. *Journal für Entwicklungspolitik* 25 (2): 4-19.
- POLANYI, Karl (1978) [1944]: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SCHOLZ, Roswitha (2009): Das warenproduzierende Patriarchat. Thesen zu Kapitalismus und Geschlechterverhältnis. In: Isop, Uta, Viktorija Ratković und Werner Wintersteiner (Hrsg.): *Spielregeln der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: transcript. 151-169
- SCHOLZ, Roswitha (2010): *Maria breit den Mantel aus*. <http://www.exit-online.org/link.php?table=autoren&posnr=461%20>, zuletzt aufgerufen am 28.03.2015.
- SEDLAK, Joschi (2010): Es ist genug für alle da. Von Essen, Reichtum und Armut. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 166-187.
- SEKLER, Nicola (2009): Postneoliberalism from and as a counter-hegemonic perspective. In: Brand, Ulrich und Nicola Sekler (Hrsg.): *Postneoliberalism – A beginning Debate*. *Development Dialogue* 51: 59-72.
- SEYFANG, Gill (2006): Conscious consumer resistance? Local organic food networks versus the supermarkets. *Centre for Social and Economic Research on the Global Environment (CSERGE) Working Paper* 14. http://www.cserge.ac.uk/sites/default/files/edm_2006_14.pdf, zuletzt aufgerufen am 15.03.2015.
- SORGO, Gabriele (2010): Konsum – die große Mutter. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 46-65.
- STUDER, Hans-Peter (2010): Gesundheitswesen als kosteneffizientes Solidarsystem mit Eigenverantwortung. In: Seidl, Irmi und Angelika Zahrt (Hrsg.): *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft*. Marburg: Metropolis-Verlag. 65-76.
- SZASZ, Andrew (2007): *Shopping Our Way to Safety. How We Changed from Protecting the Environment to Protecting Ourselves*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- VOGT, Maria (2010): Man nehme: kleinbäuerliche Landwirtschaft. Von der Herausforderung, ein Stück Land zu kultivieren und die Welt zu ernähren. In: Heisteringer, Andrea und Daniela Ingruber (Hrsg.): *Esskulturen. Gutes Essen in Zeiten mobiler Zutaten*. Wien: Mandelbaum Verlag. 152-163.
- WEISS, Walpurga (2007): Regionalität und regionale Lebensmittel. In: Brunner, Karl-Michael, Sonja Geyer, Marie Jelenko, Walpurga Weiss und Florentina Astleithner (2007): *Ernährungsalltag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit*. Wien/New York: Springer. 187-197.
- WELZER, Harald (2011): Aus Fremdzwang wird Selbstzwang. Wie das Wachstum in die Köpfe kam. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* (Hrsg.): *Exit: Mit Links aus der Krise*. Berlin: Blätter Verlagsgesellschaft mbH. 79-90.
- WICHTERICH, Christa (2003): *Femme global. Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral*. Hamburg: VSA-Verlag.
- WICHTERICH, Christa (2004): Überlebenssicherung, Gender und Globalisierung: Soziale Reproduktion und Livelihood-Rechte in der neoliberalen Globalisierung. Welche Globalisierung ist zukunftsfähig? *Wuppertal papers* 141.
- WIRTH, Margaret und Wolfgang MÖHL (2014): *Arbeit und Reichtum. Beschäftigung - Globalisierung - Standort: Anmerkungen zum kapitalistischen Verhältnis zwischen Arbeit und Reichtum*. München: GegenStandpunkt.
- WOODHOUSE, Philip (2010): Beyond Industrial Agriculture? Some Questions about Farm Size, Productivity and Sustainability. *Journal of Agrarian Change* 10 (3): 437-453.

- URL 1: Homepage der Japan Organic Agriculture Association. <http://www.joaa.net/english/teikei.htm#TEIKEI-10>, zuletzt aufgerufen am 22.12.2014.
- URL 2: Homepage der Jardins de Cocagne. <http://www.cocagne.ch/c5/>, zuletzt aufgerufen am 21.04.2015.
- URL 3: Geschichte des Buschberghofs. <http://buschberghof.de/geschichte/>, zuletzt aufgerufen am 22.04.2015.
- URL 4: Homepage der GeLa Ochsenherz. <http://www.ochsenherz.at/>, zuletzt aufgerufen am 20.04.2015.
- URL 5: Film über den Gärtnerhof Ochsenherz vom <https://www.youtube.com/watch?v=bh469Gulw4E>, zuletzt aufgerufen am 15.03.2015.
- URL 6: Satzung des Vereins Gela Ochsenherz. http://www.ochsenherz.at/wordpress/wp-content/uploads/2015/03/SatzungGELA_Jan2015.pdf, zuletzt aufgerufen am 22.04.2015.
- URL 7: Homepage der CSA des Biohofs Mogg. <http://www.biohof-mogg.at/community-supported-agriculture/csa/was-bedeutet-csa>, zuletzt aufgerufen am 23.03.2015.
- URL 8: Homepage der ARCHE NOAH. <https://www.arche-noah.at/>, zuletzt aufgerufen am 08.04.2015.
- URL 9: Potmesil, Ulrike (2014): *Ein Spar für Gänserndorf Süd*. Bezirksblatt Gänserndorf. <http://www.meinbezirk.at/gaenserndorf/chronik/ein-spar-fuer-gaenserndorf-sued-d1126165.html>, zuletzt aufgerufen am 20.4.2015.
- URL 10: Bericht der zweiten SoLaWi-Tagung in Österreich am 14. und 15.2.2015. http://www.ernaehrungssouveraenitaet.at/es-wiki/images/c/c1/Bericht_2.SoLaWi-AT-Tagung_2015.pdf, zuletzt aufgerufen am 20.4.2015.

Weiterführende Literatur

- BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika und Maria MIES (1997): *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*. München: Verlag Frauenoffensive.
- BRAND, Ulrich und Birgit DAIBER (2012): The next Oxymoron? Debates about Strategies towards Transformation. *Journal für Entwicklungspolitik* 28 (3): 4-6.
- CANDEIAS, Mario (2004): *Neo-liberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer Transnationalen Kapitalistischen Produktions- und Lebensweise*. Hamburg, Berlin: Argument.
- EXNER, Andreas (2010): Die "Große Transformation" zur "Großen Kooperation". *Commons, Markt, Kapital und Staat. Streifzüge* 49: 36-39.
- EXNER, Andreas (2013): A Strategy of Double Power. The State and Global Regulation. In: Exner, Andreas, Peter Fleissner, Lukas Kranzl und Werner Zittel (Hrsg.): *Land and Resource Scarcity. Capitalism, struggle and well-being in a world without fossil fuels*. London/New York: Routledge. 245-259.
- EXNER, Andreas (2014): Degrowth and Demonetization: On the Limits of a Non-Capitalist Market Economy. *Capitalism Nature Socialism* 25 (3): 9-27.
- FEHLINGER, Julianna, Ludwig RUMETSCHOFER und Irmi SALZER (2014): Ernährungssouveränität – Eine Soziale Bewegung. In: Steiner, Johannes (Hrsg.): *Grenzen des Hungers. Ernährungssicherung in Zeiten des Globalen Wandels*. Wien: Verlag Noir. 257-281.

- FEHR, Franz (2014): Ernährungssicherung in Österreich und Europa. In: Steiner, Johannes (Hrsg.): *Grenzen des Hungers. Ernährungssicherung in Zeiten des Globalen Wandels*. Wien: Verlag Noir. 213-233.
- FISCHER, Karin (2013): Peripherisierung, Industrialisierung und Abhängigkeit: Die Frage nach den Hemmnissen gelungener Entwicklung. *Journal für Entwicklungspolitik* 29 (3): 9-33.
- GÖRG, Christoph (1999): *Gesellschaftliche Naturverhältnisse*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- HAUG, Frigga (2007): *Rosa Luxemburg und die Kunst der Politik*. Hamburg: Argument.
- HEISTINGER, Andrea, ARCHE NOAH und Pro Specie Rara (Hrsg.) (2008): *Handbuch Samengärtnerei. Sorten erhalten. Vielfalt vermehren. Gemüse genießen*. Innsbruck: Löwenzahn Verlag.
- KALLER, Martina (2014): Supermarktgeheul in der globalen Konsumveranstaltung. In: Steiner, Johannes (Hrsg.): *Grenzen des Hungers. Ernährungssicherung in Zeiten des Globalen Wandels*. Wien: Verlag Noir. 91-101.
- KOTSCHI, Johannes und Christoph REITHOFER (2014): Potenzial des Ökolandbaus für die Welternährung. In: Steiner, Johannes (Hrsg.): *Grenzen des Hungers. Ernährungssicherung in Zeiten des Globalen Wandels*. Wien: Verlag Noir. 177-212.
- LATOUCHE, Serge (2010): Degrowth. *Journal of Cleaner Production* 18: 519-522.
- MARTÍNEZ-ALIER, Joan, Unai PASCUAL, Franck-Dominique VIVIEN und Edwin ZACCAI (2010): Sustainable Degrowth: Mapping the Context, Criticisms and Future Prospects of an emergent Paradigm. *Ecological Economics* 69 (9): 1741-1747.
- MASSARRAT, Mohssen (2011): Die Viertagewoche. Ein wichtiger Beitrag für den Übergang zur Postwachstums-gesellschaft. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 109-120.
- MAUERLECHNER, Josef und Margit APPEL (Hrsg.): *Geld.macht.glücklich: Verteilungskämpfe, Verwirklichungschancen und Lebensqualität in Zeiten der Krise*. Wien: Die Armutskonferenz.
- MIES, Maria (2009): Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli: *Soziale Verortung der Geschlechter*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 157-187.
- MÜLLER, Christa und Niko PAECH (2012): Suffizienz und Subsistenz. Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von „Urban Gardening“. *Der kritische Agrarbericht 2012*.
- MUTENTHALER, Christina (2014): Vom Wegschmeißen: Zahlen, Daten, Fakten. In: Steiner, Johannes (Hrsg.): *Grenzen des Hungers. Ernährungssicherung in Zeiten des Globalen Wandels*. 103-156.
- NELSON, Anitra und Frans TIMMERMAN (2011): *Life without Money. Building fair and sustainable Economies*. London: Pluto Press.
- NOVY, Andreas (2013): Quo Vadis, Europa? – Von der Peripherie lernen. *Journal für Entwicklungspolitik* 29 (3): 4-8.
- NOVY, Andreas (2013a): Ein gutes Leben für alle – ein europäisches Entwicklungsmodell. *Journal für Entwicklungspolitik* 29 (3): 77-104.
- OECD (2011): *Towards Green Growth*. Paris: OECD.
- De PEUTER, Greig und Nick DYER-WITHEFORD (2010): Commons and Cooperatives. *Affinities: A Journal of radical Theory, Culture, and Action* 4 (1): 30-56.
- Van der PLOEG, Jan Douwe (2010): The Peasantries of the twenty-first Century: The Commoditisation Debate revisited. *Journal of Peasant Studies* 37 (1) 1-30.

POULANTZAS, Nicos (2002 [1978]): *Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus*. Hamburg: VSA Verlag.

RESEARCH AND DEGROWTH (2010): Degrowth Declaration of the Paris 2008 Conference. *Journal of Cleaner Production* 18: 523-524.

SAED (2012): Introduction to the Degrowth Symposium. *Capitalism Nature Socialism* 23 (1): 26-29.

SARKAR, Saral (2004): *Die Nachhaltige Gesellschaft. Eine kritische Analyse der Systemalternativen*. Zürich: Rotpunkt-Verlag.

SCHMELZER, Matthias und Alexis PASSADAKIS (2011): *Postwachstum. Krise, ökologische Grenzen und soziale Rechte. AttacBasisTexte 36*. Hamburg: VSA Verlag.

SCOTT, James (1998): *Seeing like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Conditions Have Failed*. New Haven/London: Yale University Press.

SHIVA, Vandana (1993): *Monocultures of the Mind: perspectives on biodiversity and biotechnology*. London: Zed Books.

STRATMANN-MERTENS, Eckhard (2011): Schrumpfung statt Wachstum. Übergang zu einer Gleichgewichtsökonomie. In: Rätz, Werner, Tanja von Egan-Krieger, Barbara Muraca, Alexis Passadakis, Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit. Soziale Rechte. Gutes Leben*. Hamburg: VSA Verlag. 130-140.

VAUGHAN, Genevieve (2008): *For-Giving. Schenken und vergeben. Eine feministische Kritik des Tauschs*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

WALLERSTEIN, Immanuel (2014): *Stirbt der Kapitalismus? Fünf Szenarien für das 21. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.

WELZER, Harald (2013): *Selbst Denken. Eine Anleitung zum Widerstand*. Frankfurt a.M.: Fischer.

Empirische Daten

Feldtagebuch Oktober 2014 bis April 2015.

Infoblatt der Gela Ochsenherz, Jahresversammlung 24.01.2015, verfasst von Erhard Bauer für das Gela-Gremium.

Interview 1 mit einer Mitarbeiterin des Gärtnerhofs Ochsenherz in Gänserndorf, 20.01.2015.

Interview 2 mit einer Mitarbeiterin des Gärtnerhofs Ochsenherz in Gänserndorf, 29.01.2015.

Interview 3 mit einem Mitarbeiter des Gärtnerhofs Ochsenherz in Gänserndorf, 20.02.2015.

Interview 4 mit dem Leiter des Gärtnerhofs Ochsenherz Peter Laßnig in Gänserndorf, 13.03.2015.

Tagungsprotokoll 1 des ersten Tages der zweiten österreichweiten SoLaWi-Tagung am 14.02.2015, BOKU Wien.

Tagungsprotokoll 2 des zweiten Tages der SoLaWi-Tagung am 15.02.2015, Gärtnerhof Ochsenherz in Gänserndorf.

Versammlungsprotokoll der Jahresversammlung des Gärtnerhof Ochsenherz am 24.01.2015 im Wohnprojekt Wien.

Anhang

Zusammenfassung

Die vorliegende Masterarbeit betrachtet das Potenzial und die Grenzen von *Community Supported Agriculture* (CSA) als einer Form solidarischen Wirtschaftens, die sich seit den 1960er Jahren in verschiedenen Regionen des globalen Nordens entwickelt hat. CSA zielt auf die Veränderung gegebener Strukturen in der landwirtschaftlichen Arbeit ab, um sie partizipatorischer zu gestalten. Neben qualitativ hochwertigen Lebensmitteln soll auch eine engere Beziehung zwischen Produktion und Konsum entstehen. Meine Arbeit verortet CSAs in einem größeren Feld kapitalismuskritischer Theorien und Praktiken, die sich mit sozialen Ungleichheiten und Abhängigkeiten auseinandersetzen.

Den theoretischen Hintergrund bilden Arbeiten zu Grundkategorien und -strukturen kapitalistischer Produktion sowie die Regulationstheorie, die auf diese Bezug nimmt. Mit dem Konzept des „grünen Wachstums“ wird eine dominante umwelt- und wirtschaftspolitische Strategie auf ihre inneren Widersprüche untersucht. Anschließend werden dieser Strategie alternative Wirtschaftskonzepte gegenübergestellt, die nicht auf Wachstum sondern auf Solidarität basieren, und zu denen sich CSA zählt.

Anhand von Ergebnissen aus einer Forschung am Gärtnerhof Ochsenherz in Gänserndorf, Niederösterreich Ende 2014/Anfang 2015, wird das Potenzial von CSA untersucht, über systemimmanente Formen der Krisenprävention hinauszugehen und somit Teil eines gegenhegemonialen Projekts zu sein. Dies geschieht, indem Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Aspekte der solidarischen Landwirtschaft aufgezeigt werden, etwa bezüglich der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse oder des Zugangs zu Produktionsmitteln. So kann die vorliegende Arbeit deutlich machen, wie CSA zur Überwindung von sozialen und ökologischen Problemen beitragen kann, die in der konventionellen Landwirtschaft entstehen.

Abstract

This master thesis looks into the potential and limits of a special form of solidarity economics – namely Community Supported Agriculture (CSA), which has developed in various parts of the global north since the 1960s. It aims at changing given structures in agricultural work to make it more participatory and enhance not only the quality of food produced but also the relationship between producers and consumers. The thesis locates CSA-models in a wider field of theories and practices critical towards the capitalist mode of production and the dependencies and social inequalities it entails.

Works on basic categories and structures of capitalist production form the theoretical background of the thesis, as well as the regulation approach. The concept of “green growth”, which forms a dominant part of political discourse on sustainable economy, is analysed regarding its hegemonic character. Contradictions inherent to this concept are shown and alternatives presented in forms of solidarity economics which are not based on economic growth. Community Supported Agriculture is one of them.

Using the results of my research with *Gärtnerhof Ochsenherz* in Gänserndorf, Lower Austria in late 2014/early 2015, the potential of CSA to transcend forms of crisis prevention immanent to the capitalist system is shown. Regarding CSA as part of an anti-hegemonic project, its possibilities and limits are demonstrated along certain aspects – work and gender relations or the access to means of production, amongst others.

Thus, the thesis can illuminate potential ways in which CSA might overcome certain social and ecological problems that occur in and through conventional forms of agricultural production and distribution.

Lebenslauf

Name: Inga Braukmann
Geburtsdatum/-ort: 18 Juli 1988, Karlsruhe
E-Mail: inga.braukmann@gmail.com

Ausbildung

Seit Oktober 2012 Masterstudium der Internationalen Entwicklung, Universität Wien
Okt. 2009 – Aug. 2012 Bachelorstudium der Ethnologie und seit dem Wintersemester 2010/11 des Nebenfachs Kunst, Musik, Theater an der Ludwig-Maximilians-Universität, München; Titel der Bachelorarbeit: „Zur Aneignung einer Entwicklungsrhetorik im indigenen Mexiko“
April 2009 – Sept. 2009 Studium der Ökologischen Agrarwissenschaften, Universität Kassel
April 2007 Abitur, Otto-Hahn-Gymnasium, Göttingen

Forschungs- und Berufserfahrung

Okt. 2014 – Feb. 2015 Tätigkeit als studentische Mitarbeiterin (Tutorin) am Institut für Internationale Entwicklung, Universität Wien
Feb. 2012 – April 2012 Forschungsaufenthalt in Mexiko im Rahmen des Ethnologie-Studiums an der Ludwig-Maximilians-Universität, München
Aug. 2010 – Sept. 2010 Praktikum in der Entwicklungszusammenarbeit bei „Future Hope People“, Kissi, Ghana

Stipendien

Feb. 2012 – März 2012 Stipendium der Ludwig-Maximilians-Universität München für einen Auslandsaufenthalt in Mexiko

Sonstiges

Sprachkenntnisse Deutsch (Muttersprache), Englisch, Spanisch (B2 / UNI-cert Stufe II) und Französisch